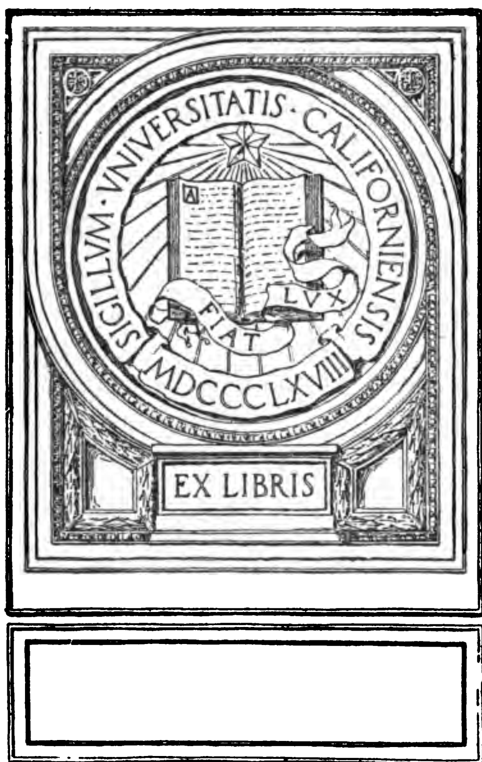
Korsika

von

Poths-Wegner.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Kreuz- und Querfahrten

von

Poths-Wegner.

I. Korsika. — II. Capri-Venedig.
III. Dalmatien-Montenegro-Albanien.

I.

Korsika.

Zweite Ausgabe.

Berlin 1901.

Paul Scheller's Buchhandlung.

Korsika

von

Poths-Wegner.

Zweite Ausgabe.

Berlin 1901.

Paul Scheller's Buchhandlung.



I.

Vor der Abreise.



Es ist ein eigen Ding um Reisebekanntschaften! Zumeist werden sie nur im Fluge angeknüpft und im Fluge wieder gelöst. Oder, wenn sie nach längerem Zusammensein dahin geführt haben, daß man sich näher getreten ist und sich lieb gewonnen hat, dann bläst eines Tages das Posthorn, man geht auseinander und sieht sich gewöhnlich nicht wieder.

Indessen, nicht alle Reisebekanntschaften endigen so. Auch wirkliche Freundschaftsverhältnisse entwickeln sich daraus, die zuweilen das ganze Leben überdauern. Aber wenn sie auch nur von kurzem Bestande sind, und der angesponnene Freundschaftsfaden mit dem Auseinandergehen wieder abreißt, so erlangen sie doch in der Zeit ihres Bestehens häufig eine Wärme und Herzlichkeit, wie wir sie in unseren heimatlichen Umgangskreisen nur selten finden.

Das kommt daher, weil wir draußen den Einflüssen entrückt sind, die uns zu Hause beherrschen, dadurch vorurteilsfreier, natürlicher werden, und uns daher rückhalt=

loser anschließen, und weil solche Reisefreundschaften auf Neuland erblühen, das noch nicht vom Unkraut, Neid und Eifersucht verseucht ist.

Auf solchem Neulandboden hatte sich im Jahre 1890 während meines Winteraufenthaltes in Nizza unser internationaler Kreis gebildet, der, wenn auch rasch zusammengekommen und nur von kurzem Bestande, dennoch ein wirklicher Freundschaftsbund zu nennen war.

Wie eine große Familie, in der sich alle Angehörigen von Herzen zugethan sind, hatte uns dieser Bund fast drei Monate lang vereinigt gehalten, ohne daß die geringste Störung vorkam. Da nahte mit dem ersten Zuge der Schwalben auch für ihn die Zeit des Auseinandergehens.

Das erste Wort von Abreise sprach Mister Pfuller, ein gemütlicher alter Engländer, der eine Hauptstütze unseres Kreises war, denn er vereinigte in sich alle guten Eigenschaften seiner Nation und hatte durch Geistesfrische und den gesunden Humor, welchen er besaß, stets viel zur Erheiterung unserer Gesellschaft beigetragen.

„Die Atmosphäre der Spielbank fängt an, mir lästig zu werden, ich sehne mich nach einer anderen Luft,“ sagte er eines Abends zu mir, als wir zusammen von Monaco kamen und nach Nizza zurückfuhren.

„Und wohin gedenken Sie Ihre Schritte zu lenken?“ fragte ich bedauernd, daß er uns schon so bald verlassen wollte.

„Meine Absicht ist, mit nächster Gelegenheit nach Korsika hinüber zu fahren und meinen Vetter dort zu besuchen“ — erwiderte er zu meiner Ueberraschung, denn ich hatte die gleiche Absicht.

Der Plan, die so nahe gelegene und doch so wenig bekannte Insel zu besuchen, war bereits lange in mir gefaßt, und ich hatte auch schon Studien für diese Reise gemacht, durch welche mein Interesse für das Inselvolk immer lebendiger geworden war. Nur hatte ich den Ausflug erst für später beabsichtigt, aber bei der Aussicht auf so gute Gesellschaft, wie sie sich mir jetzt durch Mister Pfuller bot, war mein Entschluß, die Fahrt gemeinschaftlich mit ihm zu machen, nun sogleich gefaßt.

Als ich ihm dies eröffnete, sah er mich zuerst ebenso überrascht an, wie ich vorher ihn angesehen hatte, und er schien am Ernst meiner Worte zu zweifeln, aber meine Mienen klärten ihn bald auf, und froh reichte er mir dann die Hand.

„Topp!“ sagte er aufgeheitert, „ich nehme Sie beim Wort, wir fahren zusammen!“

Damit war unser Vertrag abgeschlossen.

Wie wir bei der Rückkunft auf unsere Erkundigungen im Hotel erfuhren, bot sich schon am nächsten Tage Schiffsgelegenheit nach Ajaccio, und wir entschlossen uns daher kurz, diese zu benutzen. Es galt also, sich zu sputen, um mit all den Angelegenheiten fertig zu werden, die wir noch vor dem Aufbruch zu erledigen hatten. Sofort begaben wir uns deshalb ans Einpacken, mit dem wir jedoch nicht weit kamen, denn der Portier hatte unsere bevorstehende Abreise verraten und uns damit die Freunde auf den Hals gehetzt, die nun heraufstürmten, um zu versuchen, ob unser Entschluß nicht rückgängig zu machen sei.

Es gelang ihnen dieses zwar nicht, aber sie machten uns den Abschied doch recht schwer, und unser Vorsatz, aus ihrem lieben Kreise zu scheiden, wäre beinahe wankend

geworden. Besonders am nächsten Tage, als auch die Damen in uns drangen, die Abreise doch wenigstens noch bis nach dem Fasching zu verschieben, der dieses Jahr außergewöhnlich glanzvoll in Nizza begangen werden sollte.

Namentlich Mister Pfuller, der spezielle Liebling und Vertraute der Damen, hatte einen schweren Kampf zu bestehen, in dem er zuletzt doch wohl noch unterlegen wäre, wenn er als praktischer Herr nicht die Vorsicht gebraucht hätte, schon in aller Frühe Passagebillets lösen zu lassen, um damit die Unabänderlichkeit unserer Abreise nachweisen zu können.

In der That erreichte er auch durch Vorlage dieser Dokumente seinen Zweck. Man fand sich schließlich in die Trennung und ließ uns endlich dazu kommen, unsere Geschäfte zu erledigen.

Es wurde fast fünf Uhr abends, bis wir damit zu Ende kamen. Denn wie jeder weiß, der aus dem Koffer gelebt hat, ist das Einpacken auf Reisen eine große und zeitraubende Sache, ganz besonders aber, wenn man nach längerem Aufenthalte von einem Orte aufbricht, an dem man sich quasi häuslich eingerichtet hatte.

Somit trafen wir erst kurz vor der Abfahrt der „Bastia“, auf welche wir Passage genommen hatten, am Hafen ein, wo die Freunde, die uns bis dahin das Geleit gegeben, so rührenden Abschied von uns nahmen, als ob wir ihre liebsten Blutsverwandten wären. Sogar Thränen wurden bei dem Auseinandergehen vergossen und Schwüre gewechselt, daß unsere Freundschaft über Länder und Meere hinaus fortbestehen solle, daß man sich gegenseitig sobald als nur möglich besuchen, jedenfalls aber nächsten Winter

wieder in Nizza zusammenkommen wolle. — Von alledem aber hat sich nichts erfüllt! Von unseren damaligen Bundesgenossen habe ich nur Pfuller wiedergesehen, mit dem ich auch heute noch in freundschaftlicher Beziehung stehe, und es wohl auch das ganze Leben über bleiben werde.

Die „Bastia" lichtete die Anker und löste sich langsam vom Lande los und damit zerissen auch die Bande, welche uns bis dahin mit den Freunden verbunden hatten. Bald waren wir schon durch breite Wasser von ihnen getrennt — noch ein letztes Winken mit den Taschentüchern — dann waren sie unseren Blicken entschwunden.

Bald verschwand auch Nizza mit seinen Palästen und nur das vielgestaltige Hochgebirge mit dem Monte Viso, dem schneegekrönten König der cottischen Alpen blieb in Sicht. Noch ein flüchtiger Blick in die stille Bucht von Villa Franca — dann stieg die Wölbung des Meeres immer höher, und das Festland versank.



II.

Auf der Meerfahrt von Nizza nach Ajaccio.

Die „Bastia“, welche uns an das Gestade von Korsika bringen sollte, war ein kleiner Dampfer der Firma Fraissinet, die sich zwar den höchsten Fahrpreis zahlen ließ, aber die Personenbeförderung offenbar nur als ein Nebengeschäft betrachtete, denn es fehlten auf unserem Schiffe fast alle die Einrichtungen, welche der civilisierte Seefahrer am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf einem Passagierdampfer verlangt. Dagegen war starrender Schmutz, wohin man blickte. Auch die Kabinen waren von unbeschreiblicher Unsauberkeit und trugen sogar noch deutliche Spuren der Wehen früherer Bewohner, so daß mich bei dem Gedanken, in einem dieser Löcher die Nacht verbringen zu müssen, ein Schauder befiel. Indessen, es blieb keine andere Wahl!

„Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind“, erklärte Mister Pfuller resigniert.

Damit stellte er seine Handtasche ab und begab sich gelassen wieder auf Deck, während ich mir den Steward, der, nachdem er uns die Kabinen angewiesen, eiligst entflohen war, wieder herbeiholte, und wenigstens soviel bei ihm durchsetzte, daß uns die Betten frisch überzogen wurden.

Der Anfang unserer Reise war demnach wenig erfreulich und nur die Hoffnung, den Schmutzkasten schon bald wieder verlassen zu können, gewährte mir einigen Trost. Durch diese Aussicht etwas beruhigt, begab ich mich gleichfalls wieder auf Deck, um Mister Pfuller aufzusuchen.

Ich fand ihn dort auf einer Kiste sitzend, mit dem Ausdrucke des Schreckens im Gesicht, und den Blick starr nach der Küche gerichtet, als ob dort ein Gespenst zu sehen wäre. Es wurde mir daher selbst ganz unheimlich und erschrocken rief ich ihn an. Aber er gab keine Antwort, erst als ich die Hand auf seine Schulter legte, schaute er trübselig zu mir auf, deutete nach der Küche und versetzte wehmütig: „Betrachten Sie die Hände des Koches, die unser Diner bereiten. —“

Nun wurde mir klar, was ihm fehlte. — Er war an seiner empfindlichsten Stelle verletzt, — man hatte ihm den Appetit verdorben.

Ich wußte aus Erfahrung, daß so etwas nicht leicht bei ihm zu nehmen war, und daß der gute Mister, welcher sonst niemals das Gleichgewicht verlor, furchtbar werden konnte, wenn man seinen Appetit beleidigte, und wenn ihm die Freuden der Tafel verdorben wurden.

Ich zog ihn daher eilig von dem gefahrvollen Schauplatze fort, indem ich ihm vorstellte, daß es nicht ratsam sei, den Zubereitungen in der Küche zuzusehen, und daß man auch bei dunklen Händen nicht gleich allen Mut verlieren dürfe. Vielleicht würde uns trotzdem ein gutes Diner gegeben. Aber meine Worte machten gar keinen Eindruck auf ihn.

„Nein, nein,“ wehrte er ab, „was ich gesehen habe, war zu schrecklich! Ich bin gewiß, daß dieser Schmutzfink von Koch ein furchtbares Verbrechen an uns begeht!“ —

Seine Befürchtungen erwiesen sich auch leider nur als zu begründet, denn was uns bald darauf zum Essen vorgesetzt wurde, übertraf in der That alles, was ich von unappetitlichen Küchenprodukten bis dahin gesehen hatte.

Schon gleich der erste Gang, ein im Fett schwimmendes Reisgericht, aus dem Knochenteile und sonstige unbestimmbare Dinge unheimlich hervorsahen, war schreckenerregend. Dabei roch es so stark nach ranzigem Hammeltalg, daß man allein schon vom Geruch hätte seekrank werden können. Trotzdem hatte Pfuller die Courage, davon zu nehmen, denn da er seit Vormittag nichts genossen hatte, war er sehr hungrig geworden. Aber sein kühner Versuch, davon zu essen, mißlang vollständig, der Gaumen versagte ihm den Dienst und sich schüttelnd stand er auf.

„No, impossible, You must be a Corse for that!?“*) kam es tonlos über seine Lippen, dann preßte er die Hand vor den Mund und ging hinaus.

Der braunhäutige Kapitän, ein Korse, welcher mit uns am Tische saß, hatte die Bemerkung wohl verstanden, aber sie berührte ihn ebensowenig, wie das ablehnende Verhalten meiner Person. Im Gegenteil, es war ihm offenbar recht angenehm, denn als er sich darüber klar wurde, daß er nicht zu teilen habe, knöpfte er behaglich seine Weste auf und schaufelte sich den ganzen Inhalt der Schüssel auf den Teller. Das war mir denn doch

---

*) „Nein, unmöglich, dazu müßte man ein Korse sein!“

zu viel! Ich verzichtete auf die Fortsetzung, nahm rasch einen Schluck Wein mit etwas Brot zu mir und folgte meinem vorangegangenen Freunde, um mich über das verlorene Abendmahl mit ihm zu trösten.

Allein er war nirgends zu finden und ließ auch den ganzen Abend nichts mehr von sich sehen und hören. Erst am nächsten Morgen erfuhr ich von ihm, daß er sich, aus Furcht, seine Empörung über die schlechte Behandlung, welche wir erfahren hatten, nicht bemeistern zu können, in seiner Kabine verrammelt und mit zusammengebissenen Zähnen die Nacht verbracht hatte.

Dagegen machte ich bei Gelegenheit meiner Suche nach ihm auf Deck die Bekanntschaft eines französischen Abbé, der sich dort hinter einen Warenballen zurückgezogen und in der Dämmerung sein Abendbrot verzehrte, das er sich kluger Weise selbst mitgebracht hatte.

Die Begegnung mit diesem hochgebildeten und liebenswürdigen Herrn erwies sich als ein sehr glücklicher Zufall, denn er war mit allen Verhältnissen auf der Insel vertraut und konnte mir daher nicht nur manchen guten Wink für unsere bevorstehende Reise geben, sondern ich wurde auch in der kurzen Zeit, die ich mit ihm zusammen war, in vielem über Land und Leute des abgeschiedenen Eilandes besser unterrichtet, als ich es aus all den Büchern geworden war, die ich darüber gelesen hatte.

„Korsika ist ein paradiesisches Land, das überreich vom Himmel gesegnet ist,“ belehrte mich der Abbé. „Es besitzt die fruchtbarsten Landstriche, Wein und Oel in Fülle, dabei herrliche Forste mit einem Baumwuchs, wie er in ganz Europa nicht wieder zu finden ist. Die Berge tragen Mineralien aller Art und die Thäler sind reich

an heilsamen Quellen. Die Küsten bieten die prächtigsten Golfe und Ankerplätze, und das Klima ist das schönste aller Länder, welche das mittelländische Meer bespült.

Trotz alledem ist die Mehrzahl der Inselbewohner sehr arm, nicht allein infolge der verheerenden Kriege, welche während einem Jahrtausend über die Insel hingestürmt sind, sondern hauptsächlich deshalb, weil der Korse die Arbeit verachtet, die er nur den Weibern und Fremden überläßt, und weil der Fluch der Blutrache auf dem Lande lastet, die wie ein roter Faden seine Geschichte durchzieht und es nicht zum Aufblühen kommen läßt.

Die Korsen sind wohl reich beanlagt, sehr tapfer und zu den größten Dingen befähigt, wie sie namentlich in ihren Freiheitskriegen mit der Republik Genua bewiesen haben.

Während dieser Jahrhunderte lang dauernden Kämpfe hat das kleine Volk mit einem Heroismus um seine Freiheit gerungen und eine sittliche Größe, wie eine Aufopferungsfähigkeit für das Vaterland gezeigt, die man bewundern muß.

Aber Tapferkeit und Vaterlandsliebe allein genügen eben nicht, ein Volk zur Entwickelung zu bringen und es aus der Barbarei zu reißen, in der, trotz der französischen Gesetzgebung, die Mehrheit der Bevölkerung Korsikas heute noch lebt. Ihr Unglück ist, wie ich schon bemerkte, daß sie der Kultur und Arbeit abgeneigt und vom Geiste der Rache beherrscht sind, der sie, gleich der Hydra, sich selbst zerfleischen läßt.

Zwar wird behauptet, daß die Kulturentwickelung große Fortschritte auf Korsika gemacht habe, und daß die Vendetta (Blutrache) im Verschwinden begriffen

sei, wer jedoch die Verhältnisse genauer kennt, wird dem widersprechen. Auch die Zahl der Morde, welche alljährlich auf der Insel verübt werden, beweisen das Gegenteil.

Wohl hat sich, seitdem das Land von gutgebauten Straßen durchzogen ist und durch die Eisenbahn erschlossen wurde, vieles gebessert. Aber die Rachsucht und die Gewaltthätigkeit der Korsen sind geblieben, und die Blutrache besteht nach wie vor. Schon mit der Muttermilch saugen sie den dämonischen Rachedurst in sich ein, dem sich manche so völlig hingeben, daß ihnen die Befriedigung desselben fast zum einzigen Lebenszwecke wird.

In welchem Grade das gesamte Empfinden und Wesen der korsischen Bevölkerung vom Geiste der Rache erfüllt ist, lassen ihre Volksgesänge erkennen, welche fast nur die Rache und Totenklage zum Gegenstande haben, dabei aber eine Glut zum Ausdruck bringen, die ganz erstaunlich ist. Zumeist sind diese Lieder von den Frauen und Mädchen gedichtet, welche fast noch mehr wie die Männer vom Dämon der Rache besessen sind.

Hauptsächlich sind es die Frauen, welche die Leidenschaft entflammen, indem sie durch Absingen des Klageliedes an der Leiche des Erschlagenen und durch Vorhalten des blutigen Hemdes die Männer zur Rache antreiben, oder dieses zur steten Mahnung, daß sie sich zu rächen hätten, unter sie verteilen.

Als Beispiel, wie furchtbar das korsische Weib in seiner Rache sein kann, erzählte mir Abbé Veroni, so war der Name des geistlichen Herrn, alsdann den folgenden tragischen Vorfall, der ein düsteres Bild korsischer Zustände entwirft.

Die Tochter des vermögenden Gutsbesitzers K. in Corte hatte mit Filippo, einem jungen Hirten, der im Dienste ihres Vaters stand, ein Liebesverhältnis angeknüpft, welchem dieser dadurch ein Ende machte, daß er den Burschen entließ und seine Tochter einem Verwandten, Seroni mit Namen, verlobte. Das Mädchen fügte sich auch dem Willen ihres Vaters und folgte gehorsam dem ihr bestimmten Bräutigam zum Altar. Die Trauung fand statt und das Hochzeitsfest wurde gefeiert, ohne daß eine Störung vorkam. Als aber am Schlusse die Weinbecher der Neuvermählten kreisen sollten, wie es bei korsischen Hochzeiten Sitte ist, da war die junge Frau plötzlich verschwunden.

Lange wurde vergeblich nach ihr gesucht und als man sie endlich fand, verweigerte sie standhaft über ihren Verbleib Auskunft zu geben. In ihrem Gatten wurde deshalb ein schlimmer Verdacht erweckt, der auf Filippo, ihren früheren Geliebten, fiel. Und mit diesem Verdacht war auch schon der Entschluß in ihm gefaßt, sich an dem vermeintlichen Räuber seiner Ehre zu rächen.

In der Frühe des folgenden Tages lauerte er schon auf sein Opfer und als der unglückliche Filippo aus dem Häuschen trat, in dem er mit seiner Mutter und zwei Brüdern wohnte, schoß er ihm eine Kugel durch die Brust, die ihn sofort tot niederstreckte.

Auf den Schuß eilten die Brüder mit der Mutter sogleich herbei, und als die unglückliche Frau das Entsetzliche sah, warf sie sich in wilder Verzweiflung, wehklagend und den Mörder verfluchend, über die Leiche. Dann aber sprang sie wie eine gereizte Löwin auf; mit

Augen, in denen die Thränen erstarrt zu sein schienen, blickte sie zum Himmel auf und ergriff dann die Hände ihrer Söhne, tauchte sie in das vergossene Blut und ließ beide schwören, das Blut nicht abzuwaschen und nicht zu schlafen, bis der gemordete Bruder gerächt sei.

Zwei Tage darauf war er gerächt.

Seroni wurde in den Bergen auf einem Gute seines Oheims, zu dem er sich geflüchtet hatte, von zwei Kugeln durchbohrt, tot aufgefunden. Die beiden Filippi aber sind seitdem verschwunden. „Il a gagné le Macchie“, wie das Volk sagt, das heißt, sie sind in den Buschwald geflohen und Banditen geworden. Mit diesem Namen werden nämlich auf Korsika die Verbannten, also alle diejenigen bezeichnet, welche sich durch die Flucht in das Macchia der strafenden Hand des Gesetzes entzogen haben.

Der korsische Bandit ist demnach von dem italienischen Straßenräuber wohl zu unterscheiden, aber er wird unter Umständen zu einer noch größeren Geißel als jener. Zum Beispiel im Falle Seroni ist mit der vollzogenen Rache der Brüder Filippi jenes schauerliche Drama keineswegs zu Ende, sondern die Vendetta besteht zwischen den Seronis und Filippis fort, und es ist gar nicht abzusehen, wie viel Unheil noch aus der blutigen Saat aufgehen wird. Denn das ist gerade das Grauenhafte der korsischen Blutrache, daß sie nicht verjährt, und ein Mord immer andere Morde nach sich zieht. Die Vendetta trifft nämlich nicht nur die unmittelbaren Gegner, sondern sie zieht auch alle Verwandten und selbst Freunde mit hinein, so daß Familienfehden entstehen, die sich oft über ganze Dorfschaften und Thäler ausbreiten.

Bei diesen Fehden spielen die Banditen dann stets

eine Hauptrolle, und zwar nicht allein die unmittelbar daran Beteiligten, auch andere treten entweder freiwillig in den Kampf ein, oder sie werden von einer Partei gegen die andere geworben und führen dann einen erbarmungslosen Krieg mit ihren Gegnern.

Unter solchen Umständen liegt alsdann die Kultur in der betreffenden Gegend völlig danieder. Was könnte sie dem Landmanne auch viel nützen? Die Banditen würden ihm ja doch den größten Teil seines Ertrages durch aufgelegte Contributionen abpressen. Außerdem aber ist in solchen Zeiten die Unsicherheit gewöhnlich so groß, daß sich kaum jemand vor das Haus wagen kann, ohne Gefahr zu laufen, von einer Kugel getroffen zu werden."

„Das sind ja entsetzliche Zustände!" rief ich aus. „Ist denn die französische Regierung so schwach, daß sie dem Bürger auf Korsika nicht Leben und Eigentum zu schützen vermag, und so ohnmächtig, daß sie nicht einmal dieser Banditenwirtschaft ein Ende machen kann?"

„Leider muß ich bekennen, daß sich unsere Verwaltung bis jetzt nicht stark genug dafür gezeigt hat," erwiderte der Abbé betrübt. „Es fehlt den Behörden zwar nicht an der nötigen Energie, im Gegenteile wird manchesmal nur zu scharf vorgegangen, aber ihre Anstrengungen, geordnete Verhältnisse herzustellen, scheitern gewöhnlich, weil die gewaltthätigen Korsen eine Gesellschaft außerhalb des Staates bilden, jeder Kulturentwickelung feindlich gegenübertreten, und weil ihr wilder Trotz nur äußerst schwer unter das Gesetz zu beugen ist. So hat beispielsweise das schon vor langer Zeit erlassene Waffenverbot bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz durch-

geführt werden können. Und was die Banditen betrifft, so ist es deshalb so schwer, ihrer Herr zu werden, weil ihnen die Landbevölkerung, besonders die in den Bergen zerstreut lebenden Hirten, allen nur erdenklichen Vorschub leisten und die Verfolgung des Flüchtigen in der sehr schwer durchdringlichen Macchia fast zur Unmöglichkeit wird." — — —

Der Wind hatte sich erhoben und jagte aus West einen durchdringenden Sprühregen über das Deck, so daß wir genötigt waren, die Kajüte aufzusuchen. Dort angekommen, wurden wir erst durch die Schiffsuhr belehrt, wie spät es schon war, und der Abbé meinte, daß es an der Zeit sei, zur Ruhe zu gehen. Wir brachen daher die Unterhaltung ab und wünschten uns gute Nacht.

Resigniert kroch ich in meine Koje und legte mich in den Kleidern nieder. Aber ich konnte lange nicht einschlafen, so voll war mir der Kopf von Blutrache und Banditen.

Als ich von Müdigkeit überwältigt dann endlich die Augen geschlossen hatte und etwas zur Ruhe gekommen war, da donnerte es schon wieder gegen meine Thür, sodaß ich erschrocken aufsprang und im Halbschlaf nach dem Revolver griff. Aber ich beruhigte mich sogleich wieder, als ich die Stimme meines Freundes Pfuller erkannte, der gekommen war, um mir die Meldung zu machen, daß Korsika in Sicht sei.

Rasch vervollständigte ich also meine Toilette, fuhr mit der Hand durch die Haare, zog meine ungeputzten Stiefel wieder an und suchte ihn auf.

Es war ein freundlicher Tag geworden. Der Wind

hatte während der Nacht den Regen verjagt und der erfrischende Atem des Meeres wehte mir entgegen als ich auf das Vorderdeck kam, wo Mister Pfuller mit seinem getreuen Murrath, von dem er sich niemals trennte, bereits Aufstellung genommen hatte und eifrig die Karte Korsikas studierte.

Lang ausgestreckt, wie eine schlafende Sphinx, lag das Eiland noch in der Ferne, von einem leichten Nebelschleier umflossen, der aber mit unserem Näherkommen immer durchsichtiger wurde und allmählich die schneebedeckten Häupter und feingeschwungenen Linien der Bergkette, welche die Insel durchzieht, erkennen ließ. Bald wurde auch das grüne Vorgebirge sichtbar, und die Golfe St. Florent und Porto streckten uns ihre Arme entgegen.

„Dort drüben liegt Isola Rossa," bemerkte Abbé Veroni, der zu uns getreten war, und deutete auf eine von roten Granitfelsen umwallte Bucht.

„An jener Küste ist am 13. März 1736 Ihr kühner Landsmann Theodor von Neuhof gelandet, als er sich zum König von Korsika aufwarf."

Er erinnerte mich damit an die Geschichte jenes Abenteurers, welche Gregorovius in seinem Werke über Korsika ausführlich erzählt und die sich liest wie ein Roman. Da sie einen interessanten Abschnitt korsischer Geschichte umfaßt, will ich sie in kurzen Zügen hier einflechten.



III.

Die Geschichte des Königs von Korsika.

Theodor von Neuhof ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des an außerordentlichen Menschen so reichen achtzehnten Jahrhunderts.

In Metz 1686 als Sohn eines westfälischen Edelmannes geboren, war er früh nach Frankreich an den Hof der Herzogin von Orleans gekommen, wo er als Page diente. Später nahm er spanische Dienste, die er aber bald wieder verließ, um sich mit Laws in dessen Finanzoperationen zu vertiefen. Abenteuernd in Europa herumstreifend, kam er im Jahre 1735 nach Genua.

Es war dies gerade zu der Zeit, als es der Republik mit Hilfe deutscher Truppen, welche Kaiser Karl VI. gegen eine monatliche Bezahlung von 30,000 Gulden und 100 Gulden für jeden Erschlagenen verschachert hatte, nach langen, furchtbaren Kämpfen endlich gelungen war, das unglückliche Korsika vollständig niederzuwerfen und der große genuesische General Battista Rivarola die korsischen Häupter als Gefangene nach Genua brachte.

Völlig erschöpft, blockiert von Genuas Flotte, ohne Munition und seiner Führer beraubt, stand das arme korsische Volk am Rande der Verzweiflung. Von aller Welt verlassen, hatte es in seiner Not die letzten Hoff-

nungen nur noch auf den Himmel gesetzt, von dem es ein Wunder erwartete. Das Bild der heiligen Jungfrau Maria war durch Volksbeschluß in die Fahnen des Landes aufgenommen und Jesus Christus zum Bannerträger erwählt worden. So warteten sie nun, wie die Juden unter den Makkabäern, auf den Messias.

Dieser errettende Messias zu sein, nahm sich Theodor von Neuhof vor, das heißt, er faßte den Entschluß, König von Korsika zu werden, und er wurde es.

Schon früher hatte Baron Neuhof im Verkehr mit angesehenen Korsen Einsicht in die Zustände der Insel gewonnen, die er während seines Aufenthaltes in Genua noch erweiterte. Als er nun dort erfuhr, daß Ortigoni mit den Angelegenheiten der korsischen Nation beauftragt sei und sich in Livorno befände, begab er sich sogleich dahin, um denselben für seine Pläne zu gewinnen.

In der That gelang ihm dies auch. Ortigoni, hingerissen von dem ungewöhnlichen Geiste des Mannes, gewann Vertrauen zu den Versprechungen, welche er machte, und kam zu der Ueberzeugung, daß dieser Mann seinem Lande wirkliche Dienste zu leisten vermöge, und berichtete in diesem Sinne an die Generale seiner Heimat.

In ihrer verzweifelten Lage erteilten ihm diese auch Vollmacht, mit dem deutschen Baron zu unterhandeln, und er schloß daraufhin einen Vertrag mit Neuhof, daß ihn die Korsen zu ihrem Könige ausrufen sollten, sobald er sie in den Stand setze, sich von Genua zu befreien.

Als Theodor von Neuhof dieser Aussicht gewiß war, ging er sogleich mit großer Energie ans Werk und es gelang ihm das Unglaubliche, sich in kurzer Zeit in den Besitz aller nötigen Mittel zu setzen, mit welchen

er dann eines Tages an der Küste Korsikas landete und seine gesammelten Vorräte an Kriegsmaterialien, Getreide und gemünztem Gelde ausladen ließ.

In prunkvoller, orientalischer Kleidung stieg er alsdann mit seinem Gefolge, das aus sechzehn Kavalieren bestand, in königlicher Art ans Land, wo ihn die vorher verständigten Häupter ehrfurchtsvoll empfingen.

Darauf hielt er eine Ansprache an das versammelte Volk, daß er gekommen sei, die Korsen von Genua zu befreien und sie zu Glanz und Ruhm zu führen. Zugleich versicherte er, daß alles, was er jetzt bringe, nur der kleinste Teil von dem sei, was noch nachfolgen werde.

Ein Jubel brauste durch die Menge. Das langersehnte Wunder war geschehen — der rettende Messias erschienen.

Im Triumph wurde nun der gottgesandte Erretter, der durch seine hohe Gestalt und fürstliche Manieren alle rasch für sich eingenommen hatte, nach Cervione geführt, wo er seine Wohnung im bischöflichen Palaste aufschlug.

Von dort schrieb er in Uebereinstimmung mit den Häuptern der Insel alsbald einen Konvent aus, zu dem alle Kommunen des Landes, die Geistlichkeit und Klöster aufgefordert waren Abgeordnete zu senden, um über die Einsetzung des Königtums zu beschließen.

Dieser Konvent fand auch am 15. April unter großer Beteiligung des Volkes in Alesani statt und faßte, wie es vorher abgemacht war, den Beschluß, daß die Krone des Königreichs Korsika dem Baron Neuhof erblich zu übertragen sei.

Nachdem darauf der neue Monarch eine Verfassung

beschworen, die der Gelehrte Costa entworfen hatte, und ein feierliches Hochamt in der Kirche abgehalten worden war, setzten ihm die Generale eine aus Lorber und Eichenzweigen geflochtene Krone aufs Haupt, und König Theodor I., wie Neuhof sich von jetzt ab nannte, war fertig.

Bald wußte er sich auch durch freigebige Verteilung von Aemtern und Würden mit einem königlichen Hofe zu umgeben. Und wenn solche pomphaften Einrichtungen auf dem Grunde korsischen Elends auch lächerlich erschienen, so nahm es König Theodor im übrigen doch recht ernst mit seiner Aufgabe.

In kurzer Zeit hatte er die Ruhe im Lande wieder hergestellt, die Familienkriege geschlichtet und ein wohlgeordnetes, im Kompagnien eingeteiltes Heer aufgebracht, mit welchem er gleich im April 1736 die Genuesen aufs Haupt schlug und ihnen Porto Vecchio und Sartene entriß. Hierauf marschierte er gegen Bastia, vor dessen Mauern er wie ein Löwe kämpfte, ohne jedoch großen Erfolg zu erringen. Da er die befestigte Stadt nicht nehmen konnte, so schloß er sie ein und streifte in das Innere der Insel, wo er einen genuesischen Heerhaufen nach dem anderen vernichtete und das Land von diesen Banden von Meuchelmördern reinigte, welche der Senat von Genua aus Banditen und Galeerensklaven zusammengestellt und gegen Korsika losgelassen hatte.

Zugleich war er eifrig um die Hebung des Landes bemüht. Er legte Waffenfabriken, Salinen und Zeugwirkereien an, suchte die Industrie zu beleben und durch Handelsvorteile Fremde anzulocken.

Aber ein Schatten lag auf dem Königtume Theodors,

der sich täglich vergrößerte und es zuletzt ganz verdunkelte. Die Versprechungen, welche er gemacht hatte, erfüllten sich nicht. Die angekündigte Flotte wollte nicht erscheinen.

Die Unzufriedenheit deshalb regte sich an allen Orten; einige Generale erhoben sich gegen ihn und allmählich schwoll der Aufruhr gegen den König wie ein reißender Bergstrom an. Theodor mit seinem klaren Blick erkannte, daß er dem kommenden Unwetter ausweichen müsse.

Aber nicht wie ein Flüchtling wollte er das Land verlassen, sondern als Fürst, der in eigener Person auf das Festland eilt, um die zögernde Hilfe herbeizuholen.

Er berief daher einen Tag nach Sartene, legte vor versammeltem Volk die Gründe dar, welche ihn zur Abreise bestimmten, ordnete die Regentschaft, setzte siebenundzwanzig Grafen und Freiherrn zu Statthaltern der Provinzen ein, und begab sich, von einer großen Volksmenge begleitet, nach Aleria, wo er sich am 11. November nach Amsterdam einschiffte, von wo seine Unterthanen, wie er versicherte, bald gute Nachrichten von ihm erhalten würden.

Aber die korsischen Häupter glaubten weder an die Rückkehr ihres Königs, noch an die Hilfe, die er zu senden versprochen, und sie versuchten daher wieder Verhandlungen mit Rivarola anzuknüpfen, die aber zu nichts führten, weil das Volk erklärte, daß es an seinem König, dem es Treue geschworen habe, festhalten wolle.

Theodor hatte unterdessen halb Europa durchreist, neue Verbindungen angeknüpft, Spekulationen eröffnet und Geld aufgebracht. Und obwohl ihn seine Gläubiger in Amsterdam in den Schuldturm gesetzt hatten, war es

seinem Genie dennoch geglückt, immer wieder Hilfsmittel zusammenzubringen, die er von Zeit zu Zeit nach Korsika sandte.

Dies und die Furcht, es möchte dem rastlos thätigen Manne doch gelingen, eine Macht des Festlandes für sich zu gewinnen, ängstigte die Republik Genua gewaltig und sie rief daher den Beistand Frankreichs an.

Das französische Kabinett ergriff bereitwillig diese Gelegenheit, um auf der wichtigen Insel Einfluß zu gewinnen, und schickte im Februar 1738 fünf Regimenter unter General Boissière zur Unterdrückung des Aufstandes nach der Insel. Man hoffte, daß das Erscheinen dieser Macht schon allein hinreichen werde, die rebellischen Korsen zur Unterwerfung zu bringen, aber man sah sich getäuscht.

Die Feuerzeichen in den Bergen flammten auf, die Muschelhörner in den Dörfern und die Glocken in den Klöstern riefen zu den Waffen, und das ganze Volk erhob sich wie ein Mann um für seine Freiheit zu kämpfen. General Boissière, über diesen unerwarteten Widerstand erstaunt, knüpfte Verhandlungen an, die sich aber lange hinauszogen.

Da landete eines Tages in Aleria der Westphale Baron Droste, ein Neffe Theodors, und brachte nebst einer Menge Munition die Nachricht mit, daß der König mit nächstem wiederkehren würde, was denn auch am 15. September geschah.

Neun Schiffe brachte er mit sich, beladen mit 200 Kanonen und beträchtlichen Kriegsvorräten. Dies alles hatte derselbe Mann aufgebracht, den seine Gläubiger in Amsterdam in den Schuldturm geworfen hatten. Seiner

Ueberredungsgabe war es gelungen, die Holländer für Korsika zu interessieren, und die reichen Häuser Boom, Tronchain und Neuville hatten sich zusammengethan, dem Korsenkönig Geld, Schiffe und Kriegsmaterial herzuleihen.

Aber Theodor fand zu seinem Schmerz, daß die Angelegenheiten eine Wendung genommen hatten, die alle seine Hoffnungen niederschlugen, und er mußte die Ironie erfahren, daß er nur König als Glücksritter war, daß er es aber nicht mehr sein konnte, als er in königlicher Weise mit reellen Mitteln ausgerüstet kam. Er fand das Land infolge der Unterhandlungen mit Frankreich in widerstreitende Ansichten geteilt.

General Boissière hatte sogleich nach der Ankunft Theodors eine Proklamation erlassen, in welcher er erklärte, daß jeder als Rebell und Hochverräter behandelt werden würde, der dem geächteten Baron Neuhof Gehör schenke, und man begegnete ihm daher mit großer Zurückhaltung.

Das Volk führte ihn zwar wieder im Triumphe nach Cervione, wo man ihn einst gekrönt hatte, aber die Generale und seine eigenen Grafen erklärten sich gegen ihn.

Auch die Holländer, in ihren Erwartungen getäuscht und von französischen und genuesischen Schiffen bedroht, entschlossen sich kurz und gingen voll Unwillen wieder unter Segel nach Neapel. —

So sah sich König Theodor von allen verlassen, und gramerfüllt, aber nicht gebeugt, kehrte er auf das Festland zurück.

Die Uebermacht Frankreichs zwang endlich die Korsen, sich zu unterwerfen und für einige Zeit herrschte

nun Ruhe auf der erschöpften Insel. Kaum aber hatten die Franzosen das Land verlassen, als auch der alte Genuesenhaß wieder aufflammte und der kleine Krieg wieder begann.

Da erschien im Januar 1743 plötzlich der verschollene König Theodor wieder.

Mit drei englischen Kriegsschiffen und, wie ehedem mit beträchtlichem Vorrat an Kriegsmaterial versehen, ging er bei Isola Rossa vor Anker und erließ Proklamationen ins Land, welche im Tone eines entrüsteten Herrschers gehalten, den Verrätern Strafe androhten und die Getreuen aufforderten, sich um ihn zu scharen.

Aber das Volk schwieg, und was Theodor hörte, mußte ihn überzeugen, daß sein Reich zerronnen und seine Rolle ausgespielt sei. Das Volk wollte keinen König mehr, sondern verlangte nach Freiheit. Er war vergessen. Mit kummervollem Herzen ließ Neuhof daher die Anker wieder lichten und segelte davon, um Korsika nicht wieder zu sehen.

Ueber zwei Jahrzehnte dauerte das Ringen der Korsen mit Genua noch fort, in welcher Zeit das Land zu jener ersten republikanischen Staatsverfassung gelangte, die ihm sein großer Sohn Pasquale Paoli gab, und welche die Bewunderung der Welt erregte.

Aber die Korsen sollten sich derselben nur kurze Zeit erfreuen. Trotz jahrhundertlangem Ringen vermochten sie ihre Freiheit nicht zu retten. Als das altgewordene Genua zur Einsicht kam, daß es sich auf Korsika nicht länger zu halten vermöge, verschacherte es die Insel an Frank-

reich, dessen Uebermacht nach einem letzten Verzweiflungskampfe bei Pontenuovo das korsische Volk erlag.

Aber inmitten des Waffenlärms, der jetzt das ganze Land besetzenden Franzosen, gebar es seinen Rächer, der Genua vernichtete und auch Frankreich unterjochte, Napoleon Bonaparte.



IV.

Ajaccio.

Wir hatten den Golf von Sagone bereits hinter uns gelassen und waren näher an die Küste gerückt.

Die düsteren Granitmassen der Gebirge und das dunkle Grün ihrer schroffen Berghänge traten jetzt immer schärfer hervor. Dazu die finsteren Blutinseln, welche von einer drohenden Spitze aus rotem Gestein überragt, Korsika vorgelagert sind, drückten dem Inselbilde einen düsteren Charakter auf, der unwillkürlich an die ernste, blutige Geschichte des Landes erinnerte.

Aber bald hatten wir auch diese Isole Sanguerie umschifft, und lachende Gefilde zeigten sich wieder dem Auge

Nochmals machte die „Bastia“ eine Schwenkung und fuhr dann laut pfeifend in den weiten, herrlichen Golf von Ajaccio ein.

Korsikas Hauptstadt lag vor uns. Auf einer Landzunge am nördlichen Ufer des Golfes ihre Flügel ausbreitend, von einem Kastell bekrönt, lag sie schön wie Neapel da, mit dessen Lage diejenige Ajaccios eine überraschende Aehnlichkeit hat.

„Beautiful indeed!“ erklärte Mister Pfuller befriedigt, indem er seinen „Murray“ aufschlug, um das betreffende Kapitel über Ajaccio daraus vorzulesen.

Ich hörte von ihm, daß die Stadt eine der ältesten Ansiedelungen der Insel sei, die, wie die Sage erzählt, der Sohn des trojanischen Fürsten Korso gegründet haben soll, welcher mit Aeneas in das Westmeer gesegelt, Sika, eine Nichte der Dido, entführt und so der Insel ihren Namen gegeben habe. Dann aber schenkte ich seinem Vortrage keine weitere Aufmerksamkeit mehr, sondern las in dem großen Buche, das vor uns aufgeschlagen war, und staunte die Wunder an, die sich vor uns aufthaten.

Unsere Ausschiffung ging unter großem Geschrei der Barkenführer, aber ohne Schwierigkeiten von statten und in freudiger Erwartung setzten wir den Fuß auf Korsikas Erde, wo Pfullers Vetter, Mister Morten, uns erwartete und mit herzlichem Willkommen entgegenkam.

Mister Morten war ein auffallend schöner junger Mann, dem man sein Leiden, dessentwegen er sich bereits längere Zeit in Ajaccio aufhielt, kaum ansah. Nur ein ernster melancholischer Zug war in seinem Gesichte ausgedrückt, der aber das Sympathische desselben noch erhöhte. Durch seine einfache liebenswürdige Art nahm er mich vom ersten Augenblicke an ganz für sich ein und wir wurden daher rasch befreundet miteinander. Er nahm sich sogleich der Besorgung unserer Bagage an und führte uns alsdann in Begleitung des Abbé durch eine breite Ulmenallee nach der mit Orangenbäumen geschmückten Hauptstraße. „Le cours Napoléon“, erklärte der Abbé, als wir näher kamen.

Ich blickte den Korso hinauf. Ernste hohe Häuser mit verschlossenen Fensterläden sahen mir daraus entgegen. Die Straße selbst war fast menschenleer, nur eine elende Diligence kam über das Pflaster gerasselt und hielt vor

einem engen Seitengäßchen, wo ihre Insassen ausstiegen — schwarzhaarige, verwegen aussehende Männer von gedrungener Gestalt. Einige von ihnen hatten Doppelflinten auf dem Rücken, aber alle trugen ihren Schmutz, den man die korsische Nationalfarbe nennen könnte, stolz zur Schau.

„Nun, wie gefällt Ihnen Korsika?“ wandte ich mich an Mister Pfuller.

„Bis jetzt noch wenig, und wenn es mit der Unsauberkeit so weiter geht, dann werden wir schlimme Tage erleben, für die uns der Naturgenuß kaum wird entschädigen können,“ erwiderte er niedergeschlagen, worauf ihn der Abbé zu trösten suchte, indem er versicherte, daß es so schlimm, wie der Mister sich vorstelle, gewiß nicht ausfallen werde.

Unterdessen waren wir über die Rue Fesch auf dem dicht am Meere gelegenen und mit Bäumen bepflanzten Platze „Bonaparte“ angelangt. Er wird von der Landseite durch ein Priesterseminar, ein Militärhospital, sowie eine Reihe stattlicher Häuser eingefaßt und gewährt einen entzückenden Blick auf den Golf und seine südlichen Ufer. Auch ein imposantes Reiterstandbild von Napoleon I. mit den vier Statuen seiner Brüder ist dort aufgestellt, dessen nähere Besichtigung wir uns jedoch für später aufsparten. Denn Mr. Pfuller drängte, nach dem „Hotel Continental“, in welchem uns sein Vetter Quartier bestellt hatte.

Also steuerten wir, ohne weiteren Aufenthalt zu nehmen, unserer künftigen Herberge zu, die wir auch bald erreichten.

Das Hotel machte einen recht stattlichen und zugleich

vertrauenerweckenden Eindruck, was ich auch gegen Freund Pfuller äußerte, weil ich hoffte, ihn damit aufzuheitern. Aber er hatte nach der schlechten Erfahrung auf der „Bastia“ und der schmutzigen Gesellschaft, die wir auf der Heerstraße gesehen, alles Vertrauen zu den Korsen verloren. Er zuckte daher zweifelnd mit den Schultern und erwiderte zurückhaltend:

„Wir wollen sehen, ob der Koch hält, was das Aeußere des Hauses verspricht!“

Damit trat er eilig ein, denn er war hungrig wie ein Wolf, was er mir auf dem Wege wiederholt anvertraut hatte.

Wie ich vermutet, und wie es uns auch Herr Morten vorher versichert hatte, fanden wir im „Hotel Continental“ die gastlichste Aufnahme. Der diensteifrige deutsche Oberkellner hatte sogar warme Bäder für uns bereit stellen lassen, die uns nach der schlecht verbrachten Nacht zu einer großen Wohlthat wurden. Durch diese Aufmerksamkeit wurde das gesunkene Vertrauen des Misters schon wieder etwas gehoben, und als wir später in frischer Wäsche beim Frühstück saßen und ihm ein wohlgelungenes Muttonchop mit jungen Erbsen vorgesetzt wurde, kehrte das Vertrauen ihm allmählich ganz zurück.

Nach beendeter Mahlzeit war er wieder in der besten Stimmung, und als sein Vetter den Vorschlag machte, sogleich einen Rundgang anzutreten, griff er bereitwillig nach seinem geliebten „Murray“ und wir setzten uns alsbald in Bewegung. Morten die Führung überlassend, wanderten wir zuerst den Cours Grandval hinauf, welcher die eigentliche Avenue des Kurlebens von Ajaccio darstellt.

Die verschiedenen recht einladenden Hotels und

Häusergruppen, welche inmitten herrlicher Gärten liegen, geben dieser Straße ein ungemein freundliches Aussehen. Jedoch von Verkehr war darin ebenso wenig zu sehen, wie auf dem Cours Napoleon. Nur einige dunkel verhüllte Frauengestalten, die mir wenig reizvoll erschienen, und ein brauner, banditenhaft aussehender Berg-Korse, welcher, die Kapuze über den Kopf gezogen, das zottige Ziegenfell über die Schultern gehängt, mit einem Knaben zusammen auf einem Esel saß, kamen uns entgegen. Dagegen waren die schmutzigen Buvettes, an denen wir vorübergingen, welche ähnlich wie die Heckenwirtschaften am Rhein durch grüne Büsche ausgezeichnet sind, alle gut besetzt.

Stets von üppigem Pflanzenwuchs der die Straße säumenden Gärten begleitet, langten wir nach etwa zehn Minuten auf dem Platze Casone an, der mit einladenden Ruhesitzen bestellt ist und die bevorzugte Promenade der in Ajaccio weilenden Fremden zu sein scheint.

Von dieser Höhe bietet sich ein überraschend schöner Blick über die Stadt, ihre mit Oliven und Wein bebauten Hügel, in die mit zahlreichen Dörfern besetzte fruchtbare Ebene des Campoloro.

Mit Entzücken schweift von hier das Auge über den weiten Horizont, den blauen, majestätischen Golf und seine Buchten, die tief ins Land einschneiden, zu den himmelhohen Schneehäuptern der Bergriesen Monte D'Oro und Rotondo.

Dabei ist man von einer balsamischen Luft umweht, die fast berauschend wirkt und mir den Ausspruch Napoleons erst ganz verständlich machte: „Verbindet mir die Augen und führt mich durch alle Länder, ich werde am Dufte seiner Blumen mein teures Korsika erkennen!"

Es sind namentlich die Myrte nnd der blütenreiche Lavendel, die wilde Olive und Rosmarin, welche, große Strecken des Landes bedeckend, diesen aromatischen Duft ausströmen, und zugleich den fleißigen Bienen ihre Nahrung liefern, welche in ganz unglaublicher Zahl die Insel be- völkern und einen bedeutenden Teil des Nationalvermögens ausmachen.

Diese kleinen emsigen Tiere haben die arbeitsscheuen Korsen stets aus der Notlagc herausreißen müssen, was wohl auch der Grund war, weshalb Napoleon I., als er den Kaiserthron von Frankreich bestieg, sie als Sinnbild annahm und seinen Krönungsmantel damit besticken ließ.

Schon zur Zeit der römischen Herrschaft hat dieses nützliche Insekt den Tribut von 200,000 Pfund Wachs, den die Korsikaner an die Römer zu liefern hatten, auf- gebracht, und bis auf den heutigen Tag bilden Honig und Wachs noch fast die einzigen Ausfuhrartikel der Insel.

Wie uns Morten erzählte, so beabsichtigt man hier oben ein großes Kurhotel zu erbauen und Gärten anzu- legen, die sich bis zum Meeresstrande ausdehnen sollen. Wenn dieser Plan wirklich zur Ausführung kommt, wird Monte Casone ein Aufenthalt für Genesung Suchende werden, wie er sich schöner in der ganzen Welt nicht finden dürfte.

Auch noch vieles andere erzählte Pfullers Vetter und wir erfuhren durch ihn manche interessante Einzelheiten über die Bewohner Korsikas, die er als stolz und leicht reizbar, zugleich aber auch als sehr gutmütig beanlagt schilderte. An diese letztere Eigenschaft wollte Mr. Pfuller jedoch durchaus nicht glauben, weil ihn sein „Murray“ ganz anders belehrt hatte, der sich besonders

über die schlechte Frauenbehandlung der Korsen sehr tadelnd ausspricht. Danach hatte er sich sein Urteil gebildet, an dem er festhielt.

„Wie ein Volk seine Frauen behandelt, danach ist untrüglich auf seinen Kulturzustand, sowie auf seine Gemütseigenschaften zu schließen“, bemerkte er mit Nachdruck. „Bei diesen greulichen Korsen, welche das Weib zum Lasttier herabdrücken, kann daher von Gutmütigkeit nicht die Rede sein. Wohl aber kann man ihre Gefühlsrohheit daraus erkennen, durch welche sie sich von jeher ausgezeichnet haben. Schon der griechische Schriftsteller Diodorus sagt von ihnen: „Selbst in den kritischen Tagen, wo der Mann am meisten verpflichtet ist, sich hilfreich seines Weibes anzunehmen, trägt der Korse um die Gebärende keinerlei Sorge, sondern legt sich selbst an Stelle der Frau für einige Tage zu Bett“.

Der Zufall lieferte auch gleich ein Beispiel, das geeignet war, die schlechte Meinung, welche er über den korsischen Charakter gefaßt hatte, noch zu verstärken. Es waren dies spielende Kinder, bei denen wir vorüberkamen, welche kleine Vögel an den Füßchen zusammengebunden hatten und sich damit belustigten, die armen Geschöpfe tot zu quälen.

Mister Pfuller knüpfte an dieses grausame Kinderspiel lange Betrachtungen, die keiner von uns zu unterbrechen wagte, bis wir an einer von Olivenbäumen umstellten Felsengrotte ankamen, welche uns Herr Morten als die Napoleonsgrotte bezeichnete.

Hier soll der gewaltige Schlachtendonnerer schon als Knabe mit seinen Schulkameraden große Kriegsspiele auf-

geführt haben, und die Ajacciner verehren daher diesen Ort als die Wiege seiner späteren Heldenthaten. Jetzt ist vor dieser Grotte ein Exerzierplatz angelegt, auf dem gerade ein französisches Infanteriebataillon Uebungen machte, wobei mir besonders auffiel, daß die Montierung der Soldaten sehr auffallend die korsische Nationalfarbe angenommen hatte.

Rechtsab von diesem Platze, führt eine neu gebaute Straße durch Orangen- und Weingärten zur Stadt zurück. Diese „Nouvelle Promenade du Salario“, wie der Weg genannt wird, bietet einen Spaziergang, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Fortwährend hat man den köstlichsten Ausblick auf Ajaccio, den schimmernden Golf und das Gebirge, so daß ich ganz entzückt ausrief: „Fürwahr, in diesem Paradiese möchte ich wohnen!“

Aber Mister Pfuller schüttelte dazu das Haupt und meinte:

„Natur allein kann den zivilisierten Menschen nicht befriedigen. Es gehört dazu noch vieles Andere, an dem es aber in diesem Lande sehr mangelt, und ich glaube daher, daß Ihnen die Freude daran bald verdorben wäre.“

Damit brach er ab und wandte sich fragend an seinen Vetter, um über die Bedeutung einer langen Reihe eigentümlicher Gebäude Aufschluß zu erhalten, welche unter hoch gewachsenen Palmen und Cypressen am Meeresstrande sichtbar waren und ganz den Eindruck erweckten, als ob man die Gräberstadt der Kalifen vor sich hätte.

„Es sind die Landhäuser der Toten, die Familiengruften der Ajacciner, welche, wie alle Korsen, auf prunkvolle Grabstätten großen Wert legen“, erklärte Morten.

„Merkwürdiges Volk, das wie Schweine lebt und sich wie Fürsten begraben läßt!“ bemerkte Mister Pfuller, darauf und ging kopfschüttelnd weiter.

Als wir wieder näher der Stadt kamen, wurde die Straße belebter. Viele Landleute kamen vom Markte zurück und zogen in ihrer malerischen Tracht an uns vorbei. Die Frauen mit flachen, gepolsterten Strohhüten, auf denen sie ihre Körbe trugen, riefen uns jedesmal ein freundliches „Evviva Signori“ zu, wogegen die schwarzbärtigen Männer stolz und schweigsam vorübergingen.

Das Gleiche wiederfuhr uns auch in der inneren Stadt, in die wir bald eintraten.

Der alte Stadtteil bietet mit seinen engen düsteren Gäßchen nur wenig Erfreuliches, bis man die „Place du Marché“ erreicht, wo eine zweite Statue Napoleons I. errichtet ist. Im Kostüme des ersten Konsuls der französischen Republik, die Stirne mit dem Lorbeerkranz umwunden, blickt er von dort hinaus auf das bezaubernde Bild, das man von diesem Standpunkte aus hat.

Ueber Orangen und Palmen steigt die Centralbergkette der Insel auf, die stolzen Schneegipfel des Rotondo, Rinoso und Monte d'Oro winken herrüber, und zu Füßen überblickt man den Hafen mit dem neu angelegten Marmor-Boulevard Jérôme.

Von diesem Platze kamen wir wieder in die Rue Fesch und traten in ein altertümliches Gebäude ein, das Kardinal Fesch, Napoleons Stiefonkel, welcher durch seinen Bilderraub, den er in Italien verübte, so berüchtigt wurde, samt seiner berühmten Galerie der Stadt vermacht hat. Die wertvollen Stücke derselben sind jedoch später

zugunsten der Familie verauktioniert worden, und was jetzt in dem Hause aufgestellt ist, sind meist nur Kopien.

Wir sahen diese nur flüchtig an, denn Mister Pfuller meinte, daß wir unsere Schuldigkeit für den Tag gethan hätten und daß es an der Zeit sei, sich zum Diner vorzubereiten, womit ich und Morten noch mehr einverstanden war, denn er fühlte sich, wie er jetzt eingestand, sehr ermüdet.



V.

Das Geburtshaus Napoleons.

Für den nächsten Tag hatte uns Abbé Veroni seine Führung im Geburtshause Napoleons angeboten, und der liebenswürdige Herr war schon gleich nach dem Frühstück ins Hotel gekommen, um uns dahin abzurufen. In seiner Begleitung wanderten wir also wieder der Altstadt zu.

Wir kamen abermals durch verschiedene Straßen, welche durch ihre Namen an die Familie Bonaparte erinnerten, und waren bald an unserem Ziele, dem Geburtshause Napoleons angelangt.

Das schmale, sechsfenstrige Haus liegt an einem kleinen, stillen Platze, der zum Andenken an Napoleons Mutter „Place Lätitia“ genannt wird. Es hat in seinem Aeußeren nichts Bemerkenswertes, ein großer Ulmenbaum steht davor, in dessen Rinde vielfach Zeichen eingeschnitten sind.

Da der Abbé unseren Besuch angemeldet hatte, waren die Fensterläden geöffnet worden, die sonst stets verschlossen sind, und als er den schweren Klopfer an einer der drei Hausthüren in Bewegung setzte, wurde uns sofort aufgethan.

In feierlicher Stimmung überschritt ich die Schwelle dieses Hauses, in dem jener gewaltige Uebermensch das

Licht der Welt erblickte, der dazu bestimmt war, die verknöcherten Regeln des Kastengeistes, in denen die Menschheit erstarrte, gewaltsam zu durchbrechen und sie mit einem neuen Geiste zu erfüllen.

Moderluft, wie aus einem Grabgewölbe, wehte uns entgegen, als wir den kurzen Korridor durchschritten, der auf eine Treppe führte, auf welcher man in das obere Stockwerk gelangte. Dort wurden wir zunächst in ein kleines Zimmer mit verschossener, blauer Tapete geführt, das zwei Fenster hatte, von denen das eine auf einen Balkon nach dem Hofe, das andere nach der Straße ging. Der Nähtisch der Frau Lätitia und ein altes Sofa standen darin.

„Hier wurde am 15. August 1769, morgens 11 Uhr, Napoleon Bonaparte geboren,“ berichtete der Abbé. „Es war am Feste Assunta der Jungfrau, und Frau Lätitia befand sich in der Kirche, als sie plötzlich ihre Stunde nahen fühlte und nach Hause eilte. Aber sie fand nicht mehr Zeit, ihr eigenes Zimmer zu erreichen, sondern gebar in diesem Kabinett auf einem Teppich, der, wie man erzählt, Scenen aus der Heldengeschichte der Iliade dargestellt haben soll. Der Knabe wurde erst nach zwei Jahren, zusammen mit seiner früh verstorbenen Schwester Maria getauft, und soll, wie berichtet wird, sich bei dieser heiligen Handlung sehr ungeberdig aufgeführt haben.

Ich glaubte dies gerne, denn „was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.“

Neben diesem blauen Kabinett, in welchem das welterschütternde Ereigniß, die Geburt Napoleons stattgefunden hat, liegt der ehemalige Gesellschaftssaal der

Familie Bonaparte. Er zeigte nur kahle Wände, die uns nichtssagend anstarrten. Aber meine erregte Phantasie bevölkerte ihn und versetzte mich in die Zeit, wo die schöne Lätitia, umgeben von einer zahlreichen Familie, hier Herrscherin war, wo sie ihren Freund, den General Marboeuf empfing, und gastlich einen frohen Kreis um sich versammelte.

Ich sah ihren ernsten Gatten, den Notar Carlo Bonaparte, wie er gravitätisch einherschreitet, und die lebendige Jugend, Josef, der älteste Sohn des Hauses, Napoleon, Ludwig, Jérôme und die drei munteren Töchter Pauline, Elise und Karoline, noch nicht ahnend, daß sie alle dazu bestimmt sein sollten, einst Kronen zu tragen.

Dann später, als die französische Revolution ausbrach, der junge Titane sich leidenschaftlich der Bewegung der Geister anschloß, und die beiden Brüder Josef und Napoleon die Hauptführer der Demokraten in Ajaccio waren.

Damals bewarb sich Napoleon eifrig um die Kommandantenstelle eines Bataillons der Nationalgarde, das neu gebildet werden sollte, und das Haus Bonaparte war der Sammelpunkt seiner Parteigänger, denen Frau Lätitia stets einen gedeckten Tisch und Nachtlager bereit hielt, das mit Matratzen, welche man im Flur auflegte, hergerichtet wurde, so daß das ganze Haus wie ein Heerlager aussah.

Der Kommissär, welcher die Kommandantenwahl leiten sollte, war angekommen, hatte sich aber bei Peraldi, Napoleons Gegner, einlogiert, wodurch die Pläne der Bonapartisten vernichtet zu werden drohten.

Napoleon, in höchster Aufregung darüber, seit vielen Nächten schlaflos, leidenschaftlich erregt, hat sich in den Saal zurückgezogen und geht dort grübelnd auf und nieder. Da tritt der trotzige Bagaglino, einer seiner wildesten Anhänger, auf ihn zu und spricht:

„Laß uns zu den Waffen greifen und den Kommissär mit Gewalt in Dein Haus holen!“

Napoleon sieht ihn erstaunt an, denn er hat an Aehnliches gedacht und bereits seinen Plan entworfen.

„Du hast Recht“, giebt er zur Antwort, „gehe in das Haus Peraldi und sage dem Kommissär, daß Frau Lätitia ihn zu sprechen wünscht, aber sogleich!“

Bagaglino, bis an die Zähne bewaffnet, führt den Auftrag aus und bestimmt durch seine drohende Haltung den Kommissär, ihm zu folgen. Man zwingt den Beamten zu bleiben und setzt sich in Verteidigungszustand. Aber Peraldi wagt nichts gegen die Partei Bonaparte zu unternehmen.

Der Wahltag kommt. Pozzo di Borgo, welcher gegen die Bonapartisten auftritt, wird vom Stuhle gerissen, und Napoleons Anhänger setzen seine Wahl als Befehlshaber des Bataillons durch. — Sein erster Staatsstreich ist geglückt! — — — —

Wir traten in das Zimmer der Frau Lätitia. In diesem Zimmer mit verblaßter Tapete, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen ist, hat man den Anfang gemacht, die frühere Einrichtung wieder herzustellen, aber die Zahl der gesammelten Gegenstände ist noch klein. Das hervorragendste Stück ist ein dünnbeiniges Spinett, welches nach verbürgter Nachricht von Madame Lätitia fleißig benutzt wurde. Denn sie liebte die Musik sehr und

war eine gute Spielerin, wie aus den Briefen ihres Freundes Marboeuf hervorgeht, der sich darin wiederholt enthusiastisch über ihre künstlerischen Leistungen ausspricht.

Als ich vor dem wunderlichen Instrumente stand, kam die Versuchung über mich, die Tasten anzuschlagen. — Ein schriller, unheimlicher Ton, der wie Geisterstimme durch die leeren Räume zitterte, klang daraus hervor, so daß ich darob erschrak und eilig den Freunden nachfolgte, die bereits in Napoleons Studierzimmer vorausgegangen waren.

Dieses Zimmer ist klein und leer. Aber demungeachtet ergriff mich ein wunderbares Gefühl, als ich eintrat. Geheimnisvoll wehte es mich an und es war mir, als ob ich von einer geweihten Atmosphäre umfangen sei. Der Gedanke daran, daß in diesem engen Raume der umfassende Geist des größten Menschen, den Europa hervorgebracht hat, herangereift ist, — der als leuchtender Stern über der Welt aufging und sie in neue Bahnen lenkte, machte ihn mir zu einem heiligen Tempel.

Es hat großen Reiz, an einem Orte, wo ein außerordentlicher Mensch gelebt hat, sich ihn zu der Zeit vorzustellen, wo er noch nicht vom Nimbus seiner späteren Thaten umgeben ist, wo er wie Millionen anderer seiner Altersgenossen in gewöhnlichen Verhältnissen lebt und sich entwickelt.

Ganz besonders fühlt man sich in dieser kleinen Studierstube Napoleons zu solchen Betrachtungen angeregt.

So stieg auch vor mir das Bild des Knaben Napoleon auf, wie er über seinen Schulbüchern sitzt und dabei wie andere Menschenkinder Tintenflecken macht, oder seinen Bleistift kaut, was bekanntlich seine Ge-

wohnheit war, wie die verschiedenen Exemplare bezeugen, die als historische Kuriositäten von ihm in Wien aufbewahrt werden.

Wie er dann heranwächst, den Kopf voll Heldengestalten und das Herz voll glühend schöpferischem Ungestüm, ein genialer Jüngling wird, der mit seiner Feuerseele alle beherrscht, die in seinen Bannkreis treten. Es wäre verlockend, ihn auch noch weiter zu verfolgen, wie der junge Held auf glänzender Bahn aufsteigt bis zur unermeßlichen Höhe der Götter, und wie ihm dann das Schwert entsinkt und sein Ruder zerbricht an der Küste von Helena.

Allein, kehren wir zur Gegenwart zurück. —

Abbé Veroni hatte einen der kleinen Wandschränke aufgeschlossen, die in der Mauer angebracht, mit verschiedenen Schriften und Büchern angefüllt sind, von denen er einige herausnahm. Es waren zwei abgenutzte Bände von Plutarch und Tacitus, welche Napoleon während seiner Schulzeit benutzt haben soll. Sie sind ein Geschenk der Familie Pietra Santa, Verwandten der Bonaparte, welche diese Bücher lange Jahre als Reliquien aufbewahrt haben, so daß sie wohl als echt anzusehen sind.

Ich schlug den Tacitus auf, in der Hoffnung, Randbemerkungen vorzufinden, allein ich fand solche nicht, nur einzelne Merkzeichen neben vielen Flecken und Eselsohren, wie sie ein vielbenutztes Schulbuch gewöhnlich zu haben pflegt. Jedoch fand ich eine Stelle darin doppelt unterstrichen, welche lautete: „Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein edler Bürger sterben."

Auch zwei Novellen „Le Comte d'Essex" und „Le masque prophête", sowie eine gedruckte Geschichte der Korsen holte Veroni aus den Schränken hervor und las uns das Begleitschreiben, mit welchem Napoleon das Manuskript dieses Werkes an seinen großen Landsmann Paoli nach London sandte, wo derselbe in der Verbannung lebte.

Dieser schwungvolle Brief ist ein sehr merkwürdiges Schriftstück und zeigt den künftigen Kaiser der Franzosen noch ganz als Korse. Eine Stelle darin lautet:

„Ich ward geboren, als das Vaterland starb: Dreißigtausend Franzosen auf unsere Küste gespieen, der Thron der Freiheit in den Blutwellen versinkend — das war das verhaßte Schauspiel, das zuerst meine Blicke erschreckte. Das Geschrei der Sterbenden, das Geseufze der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt.

Sie verließen unsere Insel und mit Ihnen verschwand die Hoffnung des Glücks; die Sklaverei war der Preis unserer Unterwerfung. Unter der gehäuften Last der dreifachen Kette, dem Drucke des Soldaten, des Gesetzgebers und des Steuereinnehmers, lebten unsere Landsleute in der Verachtung derjenigen, welche die Gewalt in der Hand hatten. Ist das nicht die grausamste der Martern, die derjenige erleiden kann, der Gefühl hat? Fluch denen u. s. w."

Mr. Pfuller lachte laut auf, als der Abbé den Brief zu Ende gelesen hatte, und ergrimmt bemerkte er:

„Man sollte es nicht für möglich halten, daß der Mann, welcher auf die grausamste Art halb Europa unterjochte, der eine Blutgeißel gewesen ist und so namenloses Elend über die Menschheit brachte, diesen Brief hat

schreiben können! Man sieht daraus, daß sein Patriotismus nur geheuchelt und alles nur Lüge an diesem länderverschlingenden Ungeheuer war."

Der Abbé trat dieser Anschauung sofort entgegen und versuchte sein Urteil zu mildern, indem er ihm vorhielt, daß Napoleon, welcher seine Zeit erkannte, ihre Ideen in sich aufgenommen und sich der französischen Revolution in die Arme geworfen hatte, notwendig später ein anderer werden, d. h. dem korsischen Patriotismus entsagen mußte. Allein dies machte gar keinen Eindruck auf Pfuller, und als auch ich mich der Auffassung des Abbés anschloß und im Gegensatz zu Pfullers Aeußerung Napoleon einen bewunderungswürdigen Uebermenschen nannte, antwortete er mir gelassen mit dem Ausspruche Macchiavellis:

„Es giebt keine anderen, als nur gewöhnliche Menschen, — und Napoleon war ein Despot allergewöhnlichster Sorte."

Entzweit in unseren Meinungen verließen wir still das Haus.

Schweigend gingen wir die Rue du roi de Rome entlang bis zur Kathedrale, einem massiven Bau mit schmuckloser Fassade, wo Abbé Veroni stehen blieb, denn er war an seinem Ziele.

„Hier ruhen die irdischen Reste der Frau Lätitia und ihres Bruders, des Kardinals Fesch," erklärte er und forderte uns zum Eintritt auf.

Aber wir waren beide nicht mehr in der Stimmung, eine Kirche zu besuchen und uns durch den Anblick der Vergänglichkeit alles Irdischen herabstimmen zu lassen.

Wir nahmen daher mit vielem Danke für seine Freundlichkeit für diesen Tag Abschied von unserem Führer.

Die Schatten des Abends senkten sich schon in die Straßen, als wir wieder in den Cours Napoleon einbogen, den wir jetzt belebter fanden. Bei dem mit Orangen- und Oleanderbäumen geschmückten Präfekturgebäude war es sogar recht lebendig. Die Männer, meist nachlässig gekleidet, standen dort in vielen Gruppen zusammen und diskutierten eifrig, während die dunkel verhüllten Frauen schwatzend umherschlenderten, oder bei den Hazardspielen standen, welche an verschiedenen Punkten der Straße aufgestellt waren.

Vom Place Bonaparte her hörten wir die Klänge einer Militärkapelle, die aber gerade, als wir dort eintrafen, ihr Spiel beendete und abzog. Es blieb uns daher nur das versammelte Publikum übrig, das wir vor uns Revue passieren ließen. Dasselbe bot jedoch nur wenig Neues, es war das gleiche Volksbild, wie wir es vorher gesehen hatten. Ein untersetzter Menschenschlag, Napoleonsfiguren mit finsteren, dunkelfarbigen Gesichtern, die im allgemeinen wenig Einnehmendes hatten. Nur die Frauen zeichneten sich durch schöne, feurige Augen aus, die aber häufig durch entzündete Ränder entstellt waren.

Mister Pfuller war vorausgegangen und hatte mich allein gelassen. Als ich nun so in Betrachtungen versunken dastand, trat plötzlich eine verschleierte Dame auf mich zu und redete mich französisch an:

„Der Herr gedenkt wohl längere Zeit in Ajaccio zu bleiben? — Für den Fall möchte ich eine Wohnung anbieten, die ich zu vermieten habe. Sie liegt hier ganz in der Nähe, bietet einen prächtigen Blick auf den Golf

und ist eine der schönsten der Stadt. Ich vermiete auch nicht an jedermann und bin sogar sehr wählerisch. Aber ich habe Sie vorher in Gesellschaft Sr. Hochwürden des Herrn Abbé Veroni gesehen, was mir Vertrauen zu Ihnen einflößt. Bitte, sehen Sie sich die Wohnung an; sie wird gewiß ihren ganzen Beifall finden und Sie werden auch mit allem Uebrigen sehr zufrieden sein."

Das Alles sagte sie in einem Atem, aber auf nette Art und mit angenehmer Stimme, dabei sah sie mich hinter ihrem Schleier so blitzend an, daß es mir ganz seltsam zu Mute wurde.

Ich dankte verbindlich für das mir geschenkte Vertrauen und erklärte mich für später gerne bereit, die so gerühmte und vielverheißende Wohnung anzusehen, weshalb ich um die nähere Adresse bat, die mir die Dame gab, worauf sie sich dann graziös verabschiedete.

Als ich Pfuller die Begegnung mitteilte, meinte er: „Well, wenn sie auf das Abenteuer eingehen und die Wohnung wirklich ansehen wollen, dann rate ich auf alle Fälle, den Revolver mitzunehmen, und das Portemonnaie zu Hause zu lassen. Vor allem aber erkundigen Sie sich bei unserem Wirte, mit wem Sie es zu thun haben."

Das that ich denn auch und erfuhr durch diesen, daß er die Dame wohl kenne. Sie sei die Geliebte eines Geistlichen gewesen, der vor einiger Zeit versetzt worden sei, weshalb sie wohl jetzt eine neue Verbindung suche. „So etwas kommt häufig vor," — fügte er hinzu, — „denn hier zu Lande hält sich fast jedermann eine Maitresse, die Herren Geistlichen aber gewöhnlich mehrere."

Bei Tisch trafen wir wieder mit Morten zusammen, der erst kurz vorher von einem großen Spaziergang

zurückgekommen war, den er, wie er uns erzählte, bis zu der Gräberstadt am Meere ausgedehnt hatte. Der weite Weg mußte ihn sehr angestrengt haben, denn er sah blaß und angegriffen aus, aß auch fast nichts und ging bald von der Tafel fort, um sich, wie er sagte, in seinem Zimmer auszuruhen.

Infolgedessen kam ich mit meinem Nachbar zur Rechten in Unterhaltung, den mir Morten als den Pfarrer der deutschen Gemeinde vorgestellt hatte. Der noch ziemlich junge Herr war sehr gesprächig und teilte mir mit, daß er von einem aristokratischen Verein in Berlin, der sich die Einführung deutschen Gottesdienstes im Auslande zur Aufgabe gestellt habe, nach Ajaccio gesandt sei, und äußerte sich besonders über Herrn Hofprediger Stöcker, dem er seine Anstellung verdankte, mit großem Enthusiasmus.

Ich hörte ihm ruhig zu und gewann mir damit seine Zuneigung in so hohem Grade, daß er mich aufforderte, den Abend mit ihm zusammenzubleiben, wobei er mir zugleich anvertraute, daß ein großes Faß Münchener Bier angekommen sei, um welches sich im Hotel Germania alle in Ajaccio weilenden Fremden deutscher Zunge später versammeln würden.

So verlockend nun auch diese Einladung war, so mußte ich doch danken, denn ich fühlte mich etwas ermüdet und hatte mir mit Pfuller vorgenommen, früh zur Ruhe zu gehen, um am nächsten Morgen wieder zeitig am Posten sein zu können.

Der Mister führte diesen Vorsatz auch sofort nach dem Diner aus, während ich vor dem Schlafengehen noch einen Spaziergang zu machen beschloß, und langsam bis zur Place Bonaparte hinabschlenderte.

Es war eine prächtige Nacht, der sternenbesäte Himmel strahlte in wunderbarem Licht und die Luft war so klar, wie ich mich nicht erinnere, sie jemals gesehen zu haben. Die Berge traten scharf, wie am Tage hervor, und spiegelteu sich, von zauberhaftem Schein umflossen, in dem leuchtenden Golfe, dessen Wasser in leichtem Wellenspiele an das Ufer plätscherten.

Ich setzte mich auf die steinerne Wehr, welche den Bonaparteplatz gegen den Strand zu einfaßt und überließ mich, vom Westwinde umfächelt, der frisch, aber weich wie Sammt über das Land hinwehte, dem Zauber der herrlichen Frühlingsnacht.

Da fühlte ich, wie sich eine Hand auf meine Schulter legte, und ich vernahm die Stimme Mortens, der mit erregtem Tone die Frage an mich stellte:

„Haben Sie sie gesehen?“

„Wen?“ fragte ich erstaunt.

„Die Dame mit dem langen schwarzen Schleier?“

„Wohl habe ich früher eine solche Dame gesehen,“ erwiderte ich, und dachte dabei an die Wohnungsvermieterin.

„Nein, nein, ich meine die Dame, welche soeben hier vorüber kam und dort unter den Bäumen verschwand,“ versetzte er darauf so erregt, daß ich mich darüber wundern mußte.

„Ich habe niemanden bemerkt,“ erklärte ich ihm, worauf er mich ohne weiteres stehen ließ und zum Strand hinabeilte, wo ich ihn in der Allee, welche dort das Ufer einfaßt, gleich darauf verschwinden sah.



VI.

Eine Theaterdirektorin. — Spaziergang durch Ajaccio und Umgegend.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, leuchtete ein sonniger Frühling über das Land, der mich mit froher Lust erfüllte. Munter schlüpfte ich daher in die Kleider und ging in unternehmendster Stimmung in den Frühstückssaal hinunter, wo ich den Mister bereits in seine Zeitungen vertieft fand, die ihm von Nizza nachgesandt worden waren. Um ihn bei der Lektüre nicht zu stören, nahm ich selbst eines der aufliegenden Tagesblätter zur Hand. Da fiel mein erster Blick auf eine fettgedruckte Theateranzeige, die große Ereignisse für den Abend des folgenden Tages ankündigte und mein ganzes Interesse erweckte. Sie lautete:

„Gabriele Théatre.“
Große Abschiedsvorstellung der Pariser Operngesellschaft
unter Leitung von Madame Sarah Aimée.
Fra Diavolo etc.
Nach Schluß der Vorstellung:
„Grand bal masqué!“

Ein Maskenball in Ajaccio! Das war ein interessanter Fall, und eine Gelegenheit, die man nicht unbenützt vorübergehen lassen durfte.

Ich gab deshalb sofort Auftrag, eine Loge für uns zu besorgen, erhielt aber leider den Bescheid, daß alle längst bestellt wären und nur noch Parterreplätze zu haben

seien. Mir wären auch solche recht gewesen, allein Mr. Pfuller sprach sich entschieden dagegen aus.

„Ich habe meine Knochen ganz nach Korsika gebracht und möchte sie auch wieder ganz mit fortnehmen," erklärte er, und wollte lieber auf das Vergnügen verzichten, als sich der Gefahr aussetzen, im Parterre von der Menge erdrückt zu werden.

Ohne ihn durfte ich aber, honoris causa, keinenfalls den Ball besuchen, also was war da zu thun?

Nachdenklich überlas ich nochmals die Theateranzeige und mein Blick blieb bei der Direktion haften.

„Leitung von Madame Sarah Aimée", stand da gedruckt. Die Direktion war demnach eine Dame — das gab mir Hoffnung. Denn man mag über die Frauen denken wie man will, — eines ist unbestreitbar, sie haben weichere Herzen als wir Männer und sind hilfsbereiter in der Not. Also durfte ich auch hoffen, in unserer Notlage bei Madame Aimée Hilfe zu finden. Jedenfalls wollte ich mein Glück bei ihr versuchen und beschloß daher, der Dame einen Besuch zu machen.

Ich fand eine Frau im Alter von etwa vierzig Jahren, die gar nicht übel aussah und die, wie ich sogleich herausfand, auch noch keineswegs den Anspruch aufgegeben hatte, begehrenswert zu sein. Danach richtete ich meine Ansprache ein und hüllte sie in eine Wolke schöner Redensarten. Sie nahm dies sehr freundlich auf, entschuldigte sich sogar noch, daß sie mich in ihrer Morgentoilette empfange und schenkte mir im weiteren Verlaufe unserer Verhandlung ihr ganzes Wohlwollen, welches sie zuletzt damit bekrönte, daß sie mir die Direktionsloge überließ, unter der Bedingung, dieselbe mitbenutzen zu dürfen.

Selbstverständlich nahm ich diesen Vorschlag sofort an, und versicherte, daß ihr Erscheinen als größte Auszeichnung aufgefaßt werden würde, und mit der Versicherung meiner unwandelbaren Dankbarkeit verabschiedete ich mich von meiner Gönnerin.

Nachdem ich dann noch den schuldigen Obolus an der Theaterkasse hinterlegt hatte, kehrte ich triumphierend ins Hotel zurück, wo ich Pfuller und Morten mit meiner Einladung für den folgenden Abend sehr angenehm überraschte.

Auch die schlanke Mistreß K., die wir von Nizza her kannten, wo sie sich Pfuller sehr menschenfreundlich zu nähern gesucht hatte, kam auf die Nachricht, daß es mir gelungen sei, noch eine Loge zu erhalten, herbei und wollte sich daran beteiligen. Allein der Mister schlug den Angriff der Fata Morgana, wie er die Dame nannte, weil alles nur „Schein“ an ihr war, sogleich ab, indem er erklärte, daß der letzte Platz bereits an Mortens Freund, Herrn Spencer vergeben sei, der gerade angekommen war, um zu einem Spaziergange abzuholen, den er mit Morten verabredet hatte.

Ich wurde also bei dieser Gelegenheit mit ihm bekannt.

Herr Spencer war eine sympathische Erscheinung. Von der Sonne des Meeres gebräunt, das er mit seiner eigenen Dampfyacht befuhr, die augenblicklich im Hafen von Ajaccio ankerte, machte er ganz den Eindruck eines feschen Seeoffiziers.

Er war Besitzer einer großen englischen Zeitung, die ihm durch Erbschaft zugefallen war und ihm bedeutende Einkünfte lieferte, welch' letztere er dazu benutzte, seiner Neigung entsprechend, ein vornehmes Wanderleben zu führen und

sich dasselbe mit seinen Freunden so angenehm wie möglich zu machen.

Auf dem Ausfluge, dem wir uns anschlossen, erwies er sich auch als ein vortrefflicher Gesellschafter, der uns durch seine gute Laune sehr erfreute.

Ich wünschte Morten von Herzen Glück zu diesem Umgang, der mir so ganz geeignet schien, auf seine ernste Gemütsart günstig einzuwirken.

Als ich ihm bei Gelegenheit, wo wir einmal allein waren, dies aussprach, schlug er seine großen, melancholischen Augen zu mir auf und erwiderte:

„Gewiß, Sie haben Recht, es ist ein Glück für mich, einen Freund wie Spencer zu haben, und ich bemühe mich auch ernstlich, mir seine heitere Lebensauffassung anzueignen, aber es gelingt mir nur selten. Denn um dies zu können, müßte ich erst gesund sein, nicht mehr den nagenden Wurm in der Brust tragen und nicht mehr mit einer übernatürlichen Welt in Verbindung stehen.“

Die letzten Worte sprach er ganz leise, halb wie zu sich selbst, und als ich ihn darüber befragte, wandte er sich ab und ging eilig weiter, ohne mir eine Aufklärung zu geben. Geradeso hatte er es vorher gemacht, als ich ihn wegen seines auffallenden Betragens am vorhergegangenen Abend zur Rede stellen wollte.

„Etwas eigentümlich sind diese Engländer doch alle,“ dachte ich bei mir, während ich meine Schritte beschleunigte, um Pfuller und Spencer wieder einzuholen.

Die beiden hatten unterdessen eine Geschäftsverbindung angeknüpft und verhandelten mit zwei jungen Landmädchen, die des Weges kamen, um Orangen nach der Stadt zu bringen. Das Geschäft schien jedoch große

Schwierigkeiten zu machen und keine Aussicht für einen Abschluß zu bestehen. Die Mädchen verlangten nämlich für ihre Goldäpfel drei Francs, und der spaßhafte Spencer hatte nur einen dafür geboten, was sie in große Erregung versetzte, in der sie unter Anrufung aller Heiligen und mit erstaunlicher Zungenfertigkeit versicherten, daß dieses Gebot viel zu gering sei.

Spencer amüsierte sich darüber außerordentlich, um so mehr, als die Mädchen sehr hübsch waren. Er zog daher den Handel immer noch in die Länge, indem er sein Gebot stets um einen Centime erhöhte, bis er bei zwei Francs ankam. Da schlugen denn die Dirnen endlich zu, worauf er ihnen nicht nur den ursprünglich verlangten Preis bezahlte, sondern auch noch ein Gutes mehr für die Besorgung in das Gabriele-Theater dazu gab, wo er die Früchte am Abend zu verwenden gedachte.

Die beiden Korsinnen waren über solche Großmut anfänglich ganz sprachlos, als sie sich aber von ihrem Erstaunen erholt hatten, überschütteten sie ihren Wohlthäter mit so zärtlichen Worten, daß es ganz beängstigend wurde und wir ihn besorgt fortzogen. Aber noch lange, nachdem wir schon weit entfernt von ihnen waren, riefen sie ihm noch immer ihr „evviva Signore gentile“ nach.

Morten hatte während der Zeit auf einem Stein am Wege gesessen und träumerisch in die Landschaft geschaut, die wie ein Paradies vor uns ausgebreitet lag.

„Da siehst Du einmal wieder, wie leicht es ist, sich zu amüsieren und dabei noch anderen eine Freude zu machen,“ rief ihm Spencer zu.

„Für Dich ist leicht, was mir unmöglich ist,“ erwiderte er.

„Warum unmöglich? Du hast Dich doch früher freuen können. Das Bischen Husten braucht Dich doch nicht abzuhalten, vergnügt zu sein,“ entgegnete Spencer und blieb an seiner Seite, während ich mit Pfuller vorausging.

„Sage mir nur einmal, was Du fortwährend denkst und worüber Du ohne Unterlaß zu grübeln hast?“ hörte ich Spencer noch fragen, aber Mortens Antwort darauf verstand ich nicht mehr, denn wir waren bereits zu weit abgekommen, und zudem hatte Pfuller damit begonnen, seinem Aerger darüber Luft zu machen, daß so massenhaft reife Oliven umherlagen, die zugrunde gingen.

„Selbst die Gaben, welche ihnen die Natur vor die Füße wirft, lassen diese Korsen verkommen, weil sie zu faul sind, sich nur zu bücken,“ bemerkte er verächtlich, und ich mußte mich diesesmal seinem Unwillen anschließen, denn es war wirklich empörend, solche Vergeudung anzusehen.

Ebenso betrübend war der Anblick der Weingelände, die völlig wüste dalagen. Wie ich später erfuhr, waren dieselben vor Jahren von der Reblaus verseucht, und seitdem hatte man sich nicht mehr darum gekümmert. Wie schade um diesen köstlichen Boden, der jetzt unbenutzt bleibt und der die Bearbeitung doch so reich lohnen würde.

Auch im Inneren der Insel sah ich später noch viele so vernachlässigte Weingärten, welche von der Trägheit dieses Volkes Zeugnis gaben, mir aber zugleich auch eine sehr geringe Meinung von der französischen Verwaltung beibrachten, die keinerlei Sorge zu tragen scheint, diesen Mißständen abzuhelfen.

Gleich darauf wurde die Galle des armen Pfuller aufs neue erregt.

Zwei wie Räuber aussehende Männer mit Doppelflinten auf dem Rücken und den gefüllten Cartouchengürtel um den Leib geschnallt, kamen auf kleinen zottigen Pferden in voller Carrière den abschüssigen Weg herab, was sein englisches Gefühl so empörte, daß er seinen blauen Sonnenschirm aufspannte, um sich den Anblick dieser „Roheit", wie er solches Reiten nannte, zu ersparen.

Aber der blaue Sonnenschirm hatte schlimme Folgen. Durch den ungewöhnlichen Anblick erschreckt, scheute eines der Pferde und sprang zur Seite, was seinen Reiter in solche Wut versetzte, daß er das arme Tier auf die brutalste Art mißhandelte. Dem Mister lief dabei die Galle über und er wollte sich einmischen. Aber ich hielt ihn zurück, indem ich ihn daran erinnerte, wie dringend Abbé Veroni uns davor gewarnt hatte, einen Korsen zu reizen.

Wir waren nahe bei unserem Ziele, Castel Luccio, angekommen. In diesem Castel sind gegenwärtig Militärsträflinge aus Afrika interniert, von denen einige unter Bewachung auf den Feldern arbeiteten. Wir hatten daher Gelegenheit, die bestialischen Gesichter dieser Turkosträflinge aus der Nähe zu betrachten. Gräßlich! Mit Schaudern dachte ich daran, daß man im Kriege 1870/71 solche Scheusale gegen uns losgelassen.

„Tabak, Tabak!" bettelten sie uns an, und wir gaben ihnen auch, was wir davon bei uns hatten, und kehrten dann eilig um. Denn zum Genusse der groß-

artigen Aussicht, welche diese Höhe bietet, hätte man bei solcher Gesellschaft ja doch nicht kommen können.

Spencer und Morten waren schon vorher zurückgeblieben und hatten sich unter einem breitkronigen Kastanienbaum niedergelassen, der an einer Einbiegung des Weges stand. Dort machten auch wir jetzt Halt.

Der Ausblick, der sich von diesem Punkte bot, war über alle Beschreibung herrlich. Aber Freund Pfuller, der seinen Aerger noch nicht ganz überwunden hatte, schenkte der Aussicht kaum Beachtung. Nur ein Turm, der am Meeresrande aufragte, erweckte sein Interesse. Um sich darüber zu orientieren, breitete er die Karte aus und befragte seinen getreuen „Murray“, mit dessen Hilfe er denn auch bald herausgefunden hatte, daß es der Turm von Capitello war.

„Capitello“, wieder eine Mahnung an Napoleon, denn dieser Turm hat eine bedeutungsvolle Rolle in seinem Leben gespielt. Einmal wäre er sogar beinahe darin verhungert.

Als Kommandant der korsischen Artillerie hatte er den Befehl erhalten, die Citadelle von Ajaccio zu erobern, war aber bei diesem Unternehmen durch einen Sturm von der ihn begleitenden Flotte abgeschnitten und mit 50 Mann seiner Truppe in dem Turme eingeschlossen worden. Er hätte darin verschmachten müssen, wenn ihm nicht Hirten aus den Bergen zu Hilfe gekommen wären, die ihn auf Schleichwegen fortbrachten, sodaß er wieder nach Bastia gelangen konnte.

Während seiner Abwesenheit hatte sein Feind Peraldi das Volk aufgehetzt, dessen Wut sich nun auf die Familie Bonaparte richtete, und Frau Lätitia mußte fliehen.

In Begleitung ihres Stiefbruders, des Abbé Fesch, suchte sie im Hause Rovellino in Mililli Zuflucht. Aber auch dort bedroht, wurden die Unglücklichen in das Macchia getrieben, in dem sie tagelang hungernd umherirrten, bis sie endlich wieder am Ufer von Capitello anlangten, wo sie hofften, die angekündigte französische Flotte zu erreichen.

Zur selben Zeit hatte Napoleon, besorgt um die Seinen, in Bastia ein kleines Schiff bestiegen, war der Flotte vorausgeeilt und bei den Blutinseln ans Land gegangen. Dort hatte seine Familie ihre Herden. Auch wohnten viele Freunde dort, so daß er hoffen durfte, Auskunft bei ihnen zu erhalten.

Unter einem Felsen sitzend, wartete er in banger Sorge auf die Rückkehr der ausgesandten Boten.

Da stürzt ein Hirte mit dem Rufe zu ihm: „Rettet Euch, Bonaparte, eine bewaffnete Schar zieht heran, um Euch zu fangen!“

Doch es scheint zur Rettung schon zu spät. Die Feinde haben ihn von drei Seiten umzingelt, und nur der Weg zum Meere ist noch frei.

Napoleon, rasch entschlossen, stürzt sich hinein. Das Schiff hält durch sein Feuer die Verfolger zurück, und er kommt glücklich an Bord. Eine gute Brise bläht ihm die Segel und führt sein Schiff in den Golf, zum Turme von Capitello, wo er seine Mutter und Geschwister wieder findet.

„Wie möchte die Welt wohl heute aussehen, wenn Napoleon damals umgekommen wäre?“ warf ich die Frage auf, indem ich an die oben erzählte Begebenheit erinnerte.

„Sehr wahrscheinlich ebenso, wie sie jetzt ist," meinte Pfuller, „denn was von Napoleons Wirken geblieben ist, das wäre später auch ohne ihn gekommen, weil es durch die Verhältnisse bedingt war. Und was Sie stets seinem göttlichen Genie zuschreiben, war nur die Folge der Notwendigkeit."

Könnte er damit recht haben?



VII.

Auf dem Maskenballe.

Im Gabriele-Theater war die ziemlich mittelmäßige Vorstellung bald zu Ende gegangen, und Madame Sarah Aimée hatte sich mit ihrem Personal unter den rauschenden Beifallsbezeugungen des Publikums verabschiedet.

Eine lustige Polka wurde aufgespielt und der „Grand bal masqué“ nahm seinen Anfang.

Aber die Masken, welche dazu erschienen, sahen recht kläglich aus, und unsere Erwartungen wurden daher schon gleich zu Anfang sehr herabgestimmt. Wir hatten ein farbenprächtiges Bild südlichen Lebens erwartet, und bekamen statt dessen nun langweilige Männer mit großen Pappenasen und schwarzverhüllte Frauen vorgeführt, die mit ihren weißen Schleiern vor dem Gesichte fast wie Gespenster aussahen.

Wie die traurige Maskerade, so war auch das Tanzen. In langsamem Tempo bewegten sich die Paare steif hin und her, und man hätte eher glauben können, einem Totenfeste beizuwohnen, als auf einem Maskenballe zu sein.

Das Logenpublikum beteiligte sich gar nicht, sondern saß ernst und schweigsam wie in einer Kirche, und entfernte sich auch meist sehr bald.

Es würde diese korsische Belustigung daher sehr unlustig für uns gewesen sein, wenn nicht Madame Sarah

Aimée mit zwei ihrer Künstlerinnen zu uns gekommen wäre und Leben in die Bude gebracht hätte.

Mit dem Erscheinen der Damen schien Spencer nun ganz in seinem Element zu sein. Er ließ sofort Champagner auffahren, bei dessen Perlenspiel und beim Aneinanderklingen der Gläser bald eine karnevalistische Stimmung über alle kam.

Nur Morten blieb stumm, und saß wie eine Bildsäule neben mir. Er war noch bleicher als gewöhnlich, und ich bemerkte, daß er wiederholt zusammenfuhr, als ob er vom Fieber geschüttelt würde. Ich wurde deshalb ganz besorgt um ihn und fragte, ob er sich unwohl fühle? Aber er gab mir keine Antwort, so daß ich meine Frage wiederholen mußte.

„Sehen Sie sie dort?“ versetzte er darauf mit unterdrückter Stimme, und deutete nach der gegenüberliegenden Loge, in welcher, wie ich jetzt bemerkte, eine schwarzverschleierte Dame saß, die den seidenen Vorhang am Logenausblick halb zugezogen hatte, so daß sie kaum zu erkennen war.

„Was ist's mit der Dame?“ fragte ich.

Aber Morten blieb mir abermals die Antwort schuldig, denn in dem Augenblick erhob sich die Fremde und grüßte zu ihm herüber.

Ich wollte gerade eine scherzhafte Bemerkung deshalb machen, als die Uhr zwölf schlug und im Parterre die Demaskierung ausgerufen wurde, der sich auch die Dame unterwarf. Bis dicht an die Logenbrüstung vortretend, nahm sie den Schleier fort und zeigte ein Gesicht von so eigenartiger Schönheit, daß ich davon ganz verblüfft wurde.

Ihr feingebildetes Oval war von tiefschwarzem Haar umrahmt, welches ihre Stirne halb verdeckte und in langen Locken über die Schläfen herabfiel, wodurch die Marmorblässe ihres Gesichtes noch auffallender wurde. Wären die schwellend roten Lippen nicht gewesen, man hätte sie, so lange ihr Blick gesenkt blieb, für eine Tote halten können.

Jetzt schlug sie die großen dunkeln Augen voll zu Morten auf, und ein Lächeln umspielte ihren Mund, das ihre blendend weißen Zähne sehen ließ.

Und wieder winkte sie zu ihm herüber, als lade sie ihn ein, ihr nachzufolgen. Dann zog sie sich rasch in den Hintergrund der Loge zurück und war verschwunden.

Da hörte ich, wie Morten laut aufstöhnte, und in dem Augenblick, als ich mich nach ihm umsah, brach er ohnmächtig zusammen.

Sofort kam ich ihm zu Hilfe und versuchte, ihn wieder aufzurichten, was mir mit Pfullers Unterstützung auch gelang. Der praktische Spencer tauchte schnell eine Serviette in den Eiskübel, die er ihm als Kompresse auflegte, und so brachten wir ihn bald wieder zur Besinnung. Aber er fühlte sich so elend, daß wir ihn eilig nach Hause transportierten und den Arzt herbeiholten.

„Heftige Gemütserregung, die aber wohl keine weiteren schlimmen Folgen haben wird," stellte dieser die Diagnose, ließ ihn ein paar Tropfen einer beruhigenden Essenz nehmen, die er bei sich führte, verschrieb noch eine Arznei und empfahl die größtmöglichste Ruhe. Wir verabredeten daher, für den Fall, daß er unseres Beistandes bedürfe, seine Thür offen bleiben solle, und ließen ihn dann allein.

Als Pfuller dann später nochmals bei ihm eintrat, um sich von seinem Zustande zu überzeugen, war er bereits fest eingeschlafen, und wir gingen mit der Hoffnung auseinander, daß er sich bis zum nächsten Morgen wohl wieder völlig erholt haben werde.

Das Vorgefallene hatte mich aber derart aufgeregt, daß ich an Zubettegehen nicht dachte. Immerfort stand das Bild der wunderbaren Frau vor mir, und die Begegnung mit Morten auf der Place Bonaparte; seine rätselhaften Worte auf dem Spaziergange nach Castel Luccio kamen mir nicht mehr aus dem Sinn, und mein Gehirn quälte sich ab, um den Zusammenhang von alledem zu ergründen und eine Erklärung dafür zu finden.

Der Kopf wurde mir ganz heiß davon. Um mich zu beruhigen, zündete ich eine Cigarre an, setzte mich ans offene Fenster und ließ mir von der Nachtluft die heiße Stirne kühlen. Feuchtfrisch wehte sie über die im Mondlicht spielenden Meereswellen zu mir her, und ich fühlte, wie sich die Spannung meiner Nerven allmählich löste.

Da war es mir plötzlich, als ob ich ein Geräusch, das mir wie das Flattern einer Fledermaus oder das Rauschen eines Kleides vorkam, am Fenster neben mir vernommen hätte.

Doch ich mußte mich wohl getäuscht haben, denn als ich mich hinauslehnte, um nachzusehen, konnte ich nichts bemerken, es blieb alles still.

Da plötzlich wieder, — und diesmal war es keine Täuschung, — ein unterdrückter Aufschrei, dem leises Wimmern folgte, drang an mein Ohr. — Es schien aus Mortens Zimmer zu kommen, das neben dem meinigen

lag — und erschrocken sprang ich auf, um an der Verbindungsthüre zu horchen.

Gewiß, es war kein Zweifel möglich, es war Morten, der so stöhnte.

Von Angst getrieben, es könne ihm ein neuer Unfall zugestoßen sein, griff ich zum Licht und eilte zu ihm hinüber. — Wie verabredet, war die Thür nicht verschlossen und ich trat ein. —

Aber entsetzt fuhr ich zurück, denn das geheimnisvolle Weib vom Maskenballe stand vor mir. — Zwar nur einen Augenblick dauerte die Erscheinung und verschwand dann wie ein flüchtiges Schattenbild, aber ich hatte sie deutlich gesehen. — Den Busen halb entblößt, das marmorbleiche Gesicht von ihrem dunklen Haar umwallt, mit weit geöffneten, blutroten Lippen und rollenden Augen hatte sie vor mir gestanden. — War es Wirklichkeit, oder nur ein Trugbild, mit dem mich meine überreizte Phantasie erschreckte? —

Ich vermöchte es nicht mit Sicherheit zu entscheiden. So oft ich auch später über den wunderbaren Vorfall nachgrübelte und mir alle Einzelheiten desselben ins Gedächtnis zurückrief, ich konnte niemals völlig klar darüber werden. —

Es dauerte einige Zeit, bis ich mich von meinem Schreck erholt und wieder gefaßt hatte. Dann trat ich leise zu Morten ans Bett. — Sein Wimmern war verstummt. Totenbleich lag er da und schien fest zu schlafen. Seine Brust arbeitete heftig, als ob ihn ein schwerer Traum bedrücke.

Sollte ich ihn wecken, um ihn davon zu befreien? Nein, besser nicht. So bemühte ich mich denn, ihn sanft

in eine Seitenlage zu bringen. — Da schlug er plötzlich die Augen auf und starrte mich verwirrt an.

„Sie sind es?“ hauchte er, als er mich erkannte, und seine Blicke irrten suchend umher. „Wo kam sie hin?“ stieß er dann keuchend hervor.

„Wen meinen Sie?“ fragte ich, mich mit Gewalt beherrschend.

„War denn jenes verführerische Weib, das mich mit ihren heißen Lippen zu Tode küssen will, nicht eben hier?“

„Ich habe niemand gesehen!“ stotterte ich als Antwort. „Sie haben wohl von jener schönen Frau geträumt, die wir im Theater sahen?“

„Ja, ja von ihr habe ich geträumt, ich träume stets von ihr, wenn es wirklich träumen ist,“ — versetzte er, brach aber damit ab und wandte sich zur Seite.

Ich hatte nicht den Mut, ihn jetzt noch weiter auszuforschen, sondern suchte ihn zu beruhigen, gab ihm einen Löffel der Arznei, die neben ihm auf einem Tischchen stand und wollte mich wieder entfernen, aber er hielt mich zurück.

„Wenn es kein allzu großes Opfer für Sie ist, möchte ich Sie bitten, noch zu bleiben,“ sprach er zögernd.

Gern war ich dazu bereit, und er reichte mir dankbar die Hand.

„Ich weiß, daß Sie mir gut sind,“ sprach er mit bewegter Stimme und sank müde in seine Kissen zurück.

Ich setzte mich also still zu ihm ans Bett und wartete ab, ob er mich vielleicht wieder anreden würde. Aber es verging lange Zeit, ohne daß er sich regte, und ich glaubte schon, die Medizin, welche, wie ich aus dem Rezepte ersehen, ein Opiat enthielt, habe ihn wieder zum Einschlafen gebracht. Da richtete er sich plötzlich auf und fragte:

„Glauben Sie, daß es übernatürliche Wesen giebt, die mit den Menschen in Verbindung treten, und daß man von ihnen besessen sein kann?“

Die Frage machte mich im ersten Augenblick ganz verwirrt, und ich wußte nicht gleich, was ich darauf antworten sollte, weshalb ich ausweichend erwiderte:

„Es ist schwer, darüber eine bestimmte Meinung auszusprechen! — Im Mittelalter war der Glaube an solche Wesen sehr verbreitet, und er hat in den Hexenprozessen eine große Rolle gespielt. Aber die Wissenschaft hat den Aberglauben zerstört.

„Freilich!“ rief er ganz heftig aus. „Die Gelehrten können nur an etwas glauben, was sie mit dem Messer zerlegen, oder mit dem Mikroskop betrachten können. Aber es giebt noch andere Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich ihre Schulweisheit nichts träumen läßt, wie Hamlet sagt — und ich weiß genau, daß er die Wahrheit spricht!“

„Wirklich!“ äußerte ich verwundert und fragte ihn nun ganz unmittelbar, wie er denn zu dieser Erkenntnis komme?“

„Durch furchtbare Erfahrungen, die ich machte,“ erwiderte er und fuhr dann nach kurzem Besinnen fort.

„Ich wollte mich schon Spencer und meinem Vetter anvertrauen, denn ich habe das Bedürfnis, mich darüber auszusprechen, aber sie würden mich doch nicht verstehen und mich für verrückt erklären. Deshalb will ich es gegen Sie thun, denn obgleich wir uns erst seit kurzer Zeit kennen, so weiß ich doch, daß Sie mir ein wohlmeinender Freund sind, der mir vielleicht vom Himmel gesandt ist.“

Er machte eine Pause und begann darauf mit seinem Geständnisse.

„Es war im vergangenen Monat, den Tag weiß ich nicht mehr genau anzugeben, als ich gegen Abend am Golfe entlang ging, um nach Spencers Yacht auszuschauen, die ich stündlich erwartete, denn mein Freund hatte mir schon vor einer Woche seinen Besuch angemeldet. So wandelte ich weiter bis zum Campo Santo hinaus, wo ich ermüdet mich auf eine Bank niedersetzte, die dort unter Bäumen versteckt, bei einer der Grabkapellen stand, die wir von Casone aus sahen. Da gewahrte ich, mir gerade gegenüber, eine schwarz verhüllte Frauengestalt, die den Kopf auf beide Arme gestützt, an den Stufen eines Grabgewölbes saß, und ihren aus dem Schleier hervorleuchtenden Blick unausgesetzt nach mir gerichtet hatte. Anfänglich kümmerte ich mich wenig darum, aber das Anstarren wurde mir bald lästig und um mich demselben zu entziehen, wandte ich mich ab. Aber ich vermochte es nicht lange. Wie durch magische Gewalt beherrscht, wurden meine Blicke immer wieder zu ihr hingezogen, und ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden. Eine unbeschreibliche Unruhe und Angst, die mir stürmisch das Blut zum Herzen trieb, befiel mich, und ich erhob mich, um die Spukerscheinung zu verscheuchen. Da richtete sie sich hoch vor mir auf, warf den Schleier zurück und schaute mich mit einem Blicke an, vor dem mir graute, und der mich dennoch wie ein Zauber zu ihr zog. — Sie streckte mir die schmale weiße Hand entgegen, doch als ich sie ergreifen wollte, wurde es plötzlich Nacht vor meinen Augen, und ich sank ohnmächtig auf meinen Sitz zurück. Als

mir dann später die Besinnung wiederkehrte und ich wieder Fassung erlangte, war sie verschwunden."

Der Arme seufzte tief, und fuhr alsdann in heftiger Erregung fort:

„Seit jener Stunde bin ich wie von Sinnen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach diesem Weibe hat mich erfaßt, die mein Leben verzehrt. Ist es Liebe oder Haß, oder beides zugleich — ich weiß es nicht. — Wenn sie mir des Nachts erscheint, und mich mit ihrem kalten Arm umschlingt, dann ist es mir, als ob ich sterben müßte, dann raffe ich alle meine Kraft zusammen, um sie fortzustoßen. Ist sie dann aber fort und ich erwache, so ergreift mich namenloses Weh und eine Sehnsucht nach ihr, die nicht zu stillen ist. Ich wandele wie im Traume, und kann die Stunde kaum erwarten, bis sie mir wiederkehrt.

Oft habe ich mich schon gefragt, ob mich der Wahnsinn täusche und alles nur ein fieberhaftes Träumen sei, — aber ich habe sie doch in Wirklichkeit vor mir gesehen, wie gestern noch in der Loge, und nur, wenn ich ihr näher kommen will, dann ist sie wie ein Luftgebild verweht. — Raten, helfen Sie mir in meiner furchtbaren Lage", schrie er auf und sank erschöpft zurück.

Tief erschüttert stand ich da, und nur mit Mühe konnte ich das Grauen überwinden, das mich während Mortens Erzählung erfaßt hatte. — Was konnte ich da raten, und wie sollte ich helfen? Der einzige Gedanke, der mir kam, war, Morten müsse sobald als möglich fort.

Aber davon wollte er nichts hören. Es sei ihm ganz unmöglich fortzugehen, erklärte er entschieden.

Es blieb mir daher nur übrig, ihm zu sagen, daß ich in Ruhe überlegen, einen anderen Ausweg suchen wolle und empfahl ihm, sich für jetzt ganz ruhig zu verhalten. Jedenfalls wollte ich am nächsten Morgen Pfuller und Spencer, sowie den Arzt mit ins Vertrauen ziehen und ihre Meinung hören, was in dem sonderbaren Falle zu thun sei.

Ein bleicher Schimmer des grauenden Tages fiel herein.

Ich trat ans Fenster und schaute hinaus. Noch hatte die Finsternis die Herrschaft, und in geheimnisvollem Schweigen ruhte noch die Welt. Wer löst sie, ihre ewigen Rätsel? — — —

Da klang es mir wie Gottes Wort ins Ohr: „Es werde Licht" — und es ward. Die Schatten der Nacht versanken und leuchtend stieg der Sonnenball empor.



VIII.

Abreise von Ajaccio.

„Das ist ja die reine Mordgeschichte, die Sie da erzählen, und zugleich ein riesiger Unsinn!“ rief Spencer aus, als ich am anderen Morgen den Freunden über die Ereignisse der Nacht berichtete, wobei ich jedoch in bezug auf meine Person möglichst reserviert blieb.

Pfuller nahm die Sache etwas ernster. Er suchte vor allem die Gründe zu erforschen, welche die hochgradige Nervosität, wie er den Zustand seines Vetters nannte, herbeigeführt haben könnten.

„Die Gründe sind nicht weit zu suchen“, meinte Spencer. „Wie ich aus seinen Aeußerungen gegen mich und dem, was ich soeben hörte, schließe, hat der gute James“ — dies war Mortens Vorname — „sich von irgend einer schwarzen Korsin Gespenstergeschichten erzählen lassen, die sich in seinem phantastischen Kopfe festgesetzt haben, wodurch er etwas konfus geworden ist. Ich wundere mich darüber nicht einmal so sehr; denn wenn man unter diesem abergläubischen Volke, das überall Malocchio und böse Geister sieht, so lange gelebt hat, wie er, muß einem ja schließlich der gesunde Menschenverstand abhanden kommen. Selbstverständlich muß der Junge fort von hier, hinaus aufs Meer, wo ihn die frische Luft bald wieder zur Besinnung bringen wird.“

„Es dürfte schwer sein, Herrn Morten zu bewegen, abzureisen,“ wandte ich ein.

„Ah bah", versetzte Spencer, „da hilft kein Widerstreben, wenn er nicht will, werde ich ihn zu zwingen wissen. Schon diese Nacht muß er draußen bei mir schlafen, und morgen in der Frühe fahre ich mit ihm nach Sardinien hinüber, wohin ich ohnedies zu steuern gedachte, denn auch für mich wird's hohe Zeit, hier fort zu kommen."

„So? Und weshalb das?" fragte Pfuller.

„Weil, wie mir Harrison aus Cannes schreibt, Mistreß R. und ihre schöne Tochter in Sicht sind, und ich dieser Gefahr ausweichen möchte."

Die Damen, von denen Spencer sprach, waren auch mir von Nizza her wohl bekannt, und ich wußte durch Pfuller, daß Spencer mit der schönen Miß R. eine kleine Flirtation angeknüpft, sie aber wieder abgebrochen hatte.

„Warum gehen Sie denn nicht, anstatt der Gefahr auszuweichen, mutig auf das Ziel los?" setzte Pfuller den angesponnenen Faden fort. „Heiraten Sie doch Miß R. — Die junge Lady ist schön, nicht allzu gescheit und sehr reich, wäre also eine sehr passende Frau für Sie!"

„Glauben Sie das?" lachte Spencer. „Freilich, wenn schön, dumm und reich als die Haupteigenschaften anzusehen sind, die man bei der Wahl einer Gattin in betracht zu ziehen hat, und wenn ich in der Lage wäre, eine solche zu treffen, dann müßte ich wohl hier bleiben, um diese Eigenschaften in ihrer Vereinigung auf mich wirken zu lassen, da seither nur die erstere an Miß R. auf mich einigen Eindruck gemacht hat. Da ich mich aber zum Ehemanne für durchaus ungeeignet halte, so möchte ich nicht gerne Gefahr laufen, den Damen zu begegnen."

Das Thema wurde abgebrochen, denn der Arzt kam herein, um über seinen Besuch bei Morten zu berichten. Er hatte den Patienten zwar noch etwas angegriffen, aber doch wieder so weit erholt gefunden, daß derselbe, wie er sagte, bereits das Bett verlassen habe und bald erscheinen werde. Als ich ihm dann mit angemessener Zurückhaltung das Vorgefallene erzählte, erklärte er:

„Lebhafte Träume und selbst Hallucinationen sind bei Brustkranken eine häufig auftretende Erscheinung, die aber gewöhnlich bald wieder verschwindet."

Im Uebrigen war auch er der Ansicht, daß eine Luftveränderung und Zerstreuung das beste Heilmittel für Morten sei.

Spencer ging daher sogleich zu ihm hinüber, um ihn für seine Pläne zu gewinnen.

Doch es gelang ihm das nicht so leicht, wie er es sich vorgestellt hatte, und erst als wir beide uns bereit erklärten, die Fahrt mitmachen zu wollen, und Spencer das Versprechen gegeben hatte, uns längstens nach einer Woche wieder nach Ajaccio zurückzubringen, ließ er sich endlich dazu bewegen.

Infolge dieser Uebereinkunft machten wir uns also zusammen reisefertig, und nachdem wir noch Abbé Veroni besucht und einige getrocknete Kürbisflaschen mit eingravierten Banditenbildern eingekauft hatten, — die eine Spezialität von Ajaccio sind — bestiegen wir in Spencers Begleitung gegen Abend eine Barke und fuhren zu seiner Yacht hinaus, wohin seine Leute schon vorher unsere Bagage gebracht hatten.



IX.

Auf der Yacht „Liberty“.

Die kleine, flotte Bemannung der „Liberty“ empfing uns mit englischem Chic und so vollendet gentlemanlike, daß man die Leute für lauter Mylords hätte halten können. Nur der schon bejahrte Kapitän sah etwas bärbeißig aus, entpuppte sich aber später als ein sehr gemütlicher Kauz, der sein Schiff in bester Ordnung hielt, und seinem Patron mit väterlicher Liebe zugethan war.

„Alle Wetter, versteht so ein reicher Engländer zu leben!“ rief ich ganz verblüfft aus, als wir in die eleganten Kabinen geführt wurden, und ich die prächtigen Einrichtungen sah, mit denen die geräumige Yacht ausgestattet war.

„Hier hat man doch wieder einmal ein Stück komfortables England unter den Füßen“ — bemerkte Mister Pfuller, indem er sich behaglich niederließ.

Und in der That, in diesem schwimmenden Junggesellenheim fehlte es an nichts. Ich begriff jetzt vollkommen, daß Spencer dieses Quartier jedem anderen auf dem Lande vorzog. Man fühlte sich wie in einem niedlichen Châlet, und als wir in dem luxuriös eingerichteten Salon beim Diner saßen, vergaß ich ganz, daß wir auf einem Schiffe waren — wurde aber nachträglich um so eindringlicher daran erinnert.

Bis spät saßen wir zusammen, und auf unserem Tische wechselten die Weinflaschen so häufig, daß mir die Befürchtung kam, die Lücke, welche wir in den Kellerbestand unseres Gastgebers rissen, möchte doch zu groß werden. Aber der brave Kapitän beruhigte mich darüber, indem er versicherte, daß die Weinquelle der „Liberty" unerschöpflich sei, und die Schiffsregel beim Diner als Minimum zwei Flaschen pro Gentleman vorschreibe, daß dieser Stand aber noch lange nicht erreicht sei.

Er sprach dies mit so überzeugendem Brusttone, daß ich mich wirklich dadurch bestechen ließ und erst nachher erkannte, daß ich das vorgeschriebene Minimum wohl überschritten haben müsse.

Aber nicht nur auf mich allein übte der wackere Kapitän solchen Einfluß aus, sondern noch mehr auf seinen direkten Tischnachbar, Mister Morten, den er so zu beleben wußte, daß er über die Unruheperiode, die ihn sonst jeden Abend befiel, hinauskam, ohne daß er es merkte, und als Spencer das Gastmahl endlich aufhob und wir alle weingrün angehaucht unser molliges Nachtlager aufsuchten, schien er die verhängnisvolle schwarze Frau ganz vergessen zu haben.

Die Geister des Weines, die schon vorher die Schleier der Maja über mich geworfen, nahmen mir als ich mich kaum entkleidet hatte, auch noch den letzten Rest klaren Bewußtseins, und ich versank sofort in tiefen Schlaf, der mich lange umfangen hielt.

Als ich die Augen endlich aufschlug, merkte ich, daß wir in See gegangen waren, und zugleich auch, daß das Meer seinen Sturmreigen eröffnet hatte, denn die „Liberty"

rollte gewaltig, und flog umher wie ein geschleuderter Gummiball. Mein Erwachen war daher nicht gerade angenehm, denn ich hatte den Tanz schon öfter mitgemacht, und wußte, was er zu bedeuten hatte. Auf einem so kleinen Schiffe, wie die „Liberty“, stand aber ganz Besonderes in Aussicht.

An das fidele Frühstück auf Deck, wie wir es für den Morgen geplant hatten, war jedenfalls nicht zu denken. Bei dem Gedanken an Essen überhaupt wurde es mir schon gelb vor den Augen, und als ich mit Mühe und Not die Kleider übergeworfen hatte, sah ich bereits alle Farben vor mir. Eilig, das heißt, so gut es die Umstände erlaubten, stolperte ich hinauf, um an die frische Luft zu kommen.

Aber der Aufenthalt an Deck war ganz unmöglich. Sturzwelle über Sturzwelle sprühte darüber hin, und das Schiff neigte so stark auf eine Seite, daß man beim Betreten des Decks Gefahr lief, ins Wasser zu fallen. Dabei schwankte es so entsetzlich, daß ich mich nur mit Mühe an dem soliden Treppengeländer festhalten konnte. Hier wartete ich nun voll dunkler Ahnungen, bis jemand sich meiner annehmen würde. Aber niemand ließ sich blicken. Das Schiff war wie ausgestorben, nur düstere Wolkenmassen, aus denen zuweilen die grauen Felsengipfel Korsikas wie Totengerippe heraustraten, sah ich vor mir, und zuweilen trug der heulende Wind die Kommandorufe des Kapitäns und das Rasseln der leeren Schiffsschraube an mein Ohr.

Da hob eine heranstürmende Woge den kleinen Dampfer himmelhoch auf und schleuderte ihn dann wieder zurück in den Abgrund des entfesselten Elementes.

Nun war's um mich geschehen. Ein Schmerz, als ob mir das Herz ausgerissen würde, durchwühlte mir die Brust, der kalte Schweiß drang mir aus allen Poren, kraftlos brach ich zusammen und brachte Neptun das verlangte Opfer.

Wie lange ich in diesem grauenhaften Zustande hilfelos auf den Treppenstufen lag, ich vermöchte es nicht anzugeben, es dünkte mich eine Ewigkeit zu sein. Endlich wurde einer der Matrosen zu mir hergeworfen, der sich sehr darüber wunderte, mich da zu finden, und daß ich nicht, wie alle anderen Gentlemen zu Bett geblieben war. Er teilte mir mit, daß wir schon Propriano hinter uns gelassen hätten, und hoffentlich bald in Bonifacio landen würden. Helfen konnte er mir natürlich nicht, und so versuchte ich denn allein, auf allen Vieren kriechend, wieder meine Kabine zu gewinnen, was mir nach vielen martervollen Stationen, und nachdem mein armer Kopf mit Beulen bedeckt war, auch endlich glückte. Doch auch hier ließ das Ungeheuer Seekrankheit nicht von mir ab, alles hatte ich ihm schon hingeopfert, und dennoch verlangte es immer noch mehr.

Wie nichtig erscheint einem doch in solchem Augenblicke das Dasein.

„Nimm denn mein Leben, gerne geb' ich es hin, um diesen Höllenqualen zu entrinnen!“ rief ich aus, — da wurde es auf einmal stille, und neue Hoffnung kehrte in mir ein.

„Gott sei gedankt, wir sind im sicheren Port!“ jubelte es in mir auf, aber es war eine bittere Täuschung. Das Ungestüm des Meeres hatte sich nur

erschöpft einen Augenblick ausgeruht, um dann aufs neue um so wilder fortzutoben.

So lag ich noch geraume Zeit in namenloser Pein, dann allmählich wurde das Geschaukel schwächer und bald darauf hörte ich den Anker niederrasseln, das Schiff hielt still, — wir mußten an unserem Ziele, im Hafen von Bonifacio sein.

Mühsam raffte ich mich auf, Fieberfrost schüttelte mir die Glieder, aber ich beachtete es nicht. Nur fort, so rasch als möglich ans Land, — das war mein einziger Gedanke.

Der Aufenthalt auf der „Liberty", der mir vor wenigen Stunden noch als der Inbegriff alles Schönen erschienen, war mir zum Greuel geworden und mit heißem Verlangen sehnte ich mich aus ihrer Atmosphäre fort. Ohne mir nur die Zeit zu nehmen, meine Kleidung in Ordnung zu bringen, schleppte ich mich auf Deck, wo mich die frische Luft mit neuer Lebenslust erfüllte.

Erstaunt schaute ich umher. Eine wunderbar gestaltete Küste sah mich an. Hellfarbiges Gestein, von wilder Brandung und Salzschaum überflutet, türmte sich zu niegesehenen, grotesken Formen am Ufer auf, und oben in schwindelnder Höhe hing eine altersgraue Stadt am weißen Fels.



X.

Bonifacio.

„Halloh!“ hörte ich die Stimme des Kapitäns, der von seiner Brücke herunter kam, und sich aus seinem Gummimantel wickelte, der ihn bis zur Nasenspitze einhüllte.

„How do you do?“ rief er mich an.

„So schlecht als möglich!“ war meine Antwort. „Es war für mich die höchste Zeit, daß wir vor Anker gingen, denn lange hätte ich den Tanz nicht mehr ausgehalten.“

„So schlimm wird es wohl nicht gewesen sein!“ meinte er und sah mich mit verschmitztem Lächeln an. — „Einmal freilich, da war es wirklich toll, aber einem Manne, wie Sie, schadet so etwas nicht.“

„Nun, ich danke“ — erwiderte ich schmerzlich bewegt, daß ich so wenig Mitgefühl bei ihm fand.

„Sie hätten bei so schlechtem Wetter gar nicht auslaufen oder wieder umkehren sollen.“

„Umkehren!“ rief er entrüstet über solche Zumutung. „Das thut kein Engländer, wenn er es nicht dringend muß. Zudem waren wir schon über den Golf von Valinco hinaus, als das Wetter kam. Doch was ist Ihnen?“ unterbrach er sich dann, als er sah, wie ich zähneklappernd zusammenknickte, und endlich schien ein menschliches Rühren sich in seiner Brust zu regen.

„Kommen Sie,“ sprach er und faßte mich beim Arme. „Gleich einen Zoll Cognak in den Magen und ein tüchtiges Stück Roastbeef darauf, dann wird es Ihnen besser.“

Roastbeef und Cognak — grauenhaft! Das wäre mein Tod gewesen. Schon bei dem Gedanken daran sträubten sich mir die Haare.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, reden Sie mir nicht von solchen Dingen, und erweisen Sie mir die einzige Wohlthat, mich ans Land bringen zu lassen,“ — stammelte ich hervor.

Auch Spencer und Pfuller kamen jetzt hinzu. Sie hatten, wie sie sagten, soeben ihr Bad genommen und sahen ganz vergnügt aus. Sie rieten mir das gleiche zu thun, — allein ich war ganz wasserscheu geworden, und als ich ihnen das eingestand und meinen Jammer klagte, lachten sie mich aus.

„Diese Engländer sind doch ein herzloses Volk“, dachte ich bei mir und verlangte nun mit der ganzen Energie, die mir noch zu Gebote stand, an Land gebracht zu werden.

Mein Auftreten hatte denn auch den Erfolg, daß der Kapitän ein Zeichen zum Ufer gab, wo unsere Ankunft bereits bemerkt worden war und Aufsehen machte. Alsbald kam eine Barke herbei, die mich aufnahm, um mich zur Marina zu bringen.

„Wir folgen Ihnen bald, hoffentlich sind Sie bis dahin wieder Mann geworden!“ rief mir Pfuller bei der Abfahrt nach.

„Hoffentlich,“ — gab ich zurück, „jedenfalls bringen Sie mir meine Sachen mit“ — denn mein Entschluß stand fest, mich nicht zum zweitenmale in solch kleinem

Schiffe aufs offene Meer zu wagen, und mich dadurch der verdoppelten Gefahr der Seekrankheit auszusetzen.

Als die Barke das Ufer erreichte, hatte sich an der Landungsstelle ein ganzer Trupp Menschen angesammelt, die mich neugierig betrachteten und zudringlich, aber in besserem Italienisch, als ich es bis jetzt auf Korsika gehört hatte, mit Fragen bestürmten woher ich komme, ob ich die Grotten sehen wolle — dann müßte ich so lange warten, bis der Mistral sich ausgeblasen habe, oder ob ich ein Pferd zu haben wünsche, um nach der Stadt hinauf zu reiten?

Du lieber Gott — ich reiten!

„Ruhe will ich haben und wenn es möglich ist, ein Bett für ein paar Stunden,“ rief ich verzweifelt aus.

Da streckte mir ein bärtiger Mann, der eine phrynische Mütze auf dem Kopfe trug und wie ein Rinaldini aussah, die Hand entgegen und sprach:

„Ich biete Euch, was Ihr verlangt, Herr, folget mir und seid mein Gast!“

Einen Augenblick zögerte ich, dann aber schlug ich unbedenklich ein, denn ich erinnerte mich der Worte, die mir Abbé Veroni beim Abschiede noch mit auf den Weg gegeben hatte: „Dem Korsen ist das Gastrecht heilig!“

Das Haus, in welches mich mein Gastfreund führte, war ein niederer Bau aus weißem Kalkstein, mit flachem Dach. Ein Fischernetz hing an der Eingangsthüre, und auf den Treppenstufen lagen Bündel weißer Korallen zum Trocknen aus.

Wir traten in den schwarzverrauchten Vorraum ein, wo bei der Feuerstelle dunkle Männer saßen, die weingefüllte Gläser vor sich hatten. Mit ihren dunklen Augen

blitzten sie mich an, doch keiner sprach ein Wort und keiner grüßte. Auch mein Gastfreund ging an ihnen stumm vorüber und führte mich in ein freundliches Stübchen, das nach hinten lag, und mich ein hochgetürmtes Bett, das darin stand, einladend begrüßte.

„Hier ruht Euch aus, Herr, und was Ihr später braucht, wird Euch mein Weib besorgen," sprach er kurz und ließ mich allein.

Erleichtert atmete ich auf, fühlte ich doch jetzt wieder festen Boden unter mir und war unter Dach und Fach.

Rasch warf ich die Kleider ab und wollte mich niederlegen, da fiel mir ein, daß ich die Stubenthüre noch nicht verschlossen hatte, und ging daher zurück, um das Versäumte nachzuholen. Allein es war gar kein Verschluß vorhanden, so schob ich denn nur einen Stuhl davor, und für den Augenblick beruhigt, kletterte ich den Sinai von einem Bett hinauf, das mich mit mollig weichem Arm umfing.

Jedoch nicht lange dauerte dieses wohlige Gefühl. Plötzlich stieg mir die Befürchtung auf, der Thürabschluß könne mit Absicht fehlen, und die unheimlichen Männer bei dem Feuerherde kamen mir drohend in die Erinnerung.

„Könnten es etwa Banditen sein, und war ich hier vielleicht in einer Räuberhöhle, in die man mich, den Fremdling, lockte, um mich zu berauben oder gar zu töten?" stieg es in meinem überhitzten Hirne auf.

Dann aber kamen mir Veronis Worte wieder in den Sinn: „Das Gastrecht ist dem Korsen heilig." Und mein Blick fiel dabei auf die gnadenreiche Jungfrau, die mit dem Christuskinde auf dem Arme in einem Glaskasten über dem Bette hing. Ihrem Schutze mich empfehlend, scheuchte ich die düsteren Gedanken fort und schloß die Augen.

Einige Stunden lag ich so in süßer Ruhe, als plötzlich der Stuhl, den ich vor die Thür gerückt hatte, in das Zimmer polterte und mich erweckte.

„I beg your pardon, Sir," — vernahm ich Spencers Diener, der mit meinem Gastfreunde hereinkam, um meine Handtasche zu bringen und mir zu melden, daß die Herren bereits zur Citta hinaufgegangen seien, wohin ich ihnen folgen möchte, sobald ich ausgeschlafen hätte.

Das hatte ich zwar noch nicht, aber ich fühlte mich doch wieder völlig wohl und auch mein Appetit regte sich wieder. Rasch sprang ich daher aus den Federn und warf den Mantel um.

Wie furchtbar ist doch diese Seekrankheit und wie so rasch geht sie an Land vorüber!

„Wo ist mein übriges Gepäck?" fragte ich den Diener.

„Noch auf der „Liberty", Sir," — gab er zur Antwort.

„Dann holen Sie es mir hierher!" befahl ich ihm und wandte mich darauf an meinen Wirt, der an der Thüre mit seiner jungen Frau stand, dem echten Typus einer Südkorsin, die eifrig mit der Hand ihr krauses Haar zu glätten suchte, das ihr in widerspenstigen Locken in die Stirne fiel.

„Kann ich das Zimmer hier für ein paar Tage von Euch mieten?" fragte ich.

„Nein, Herr, das könnt Ihr nicht, denn ich vermiete keine Stuben. Aber Ihr seid mein Gast und könnt darin so lange bleiben, als Ihr wollt," erwiderte er stolz, und seine Gattin fügte eindringlich hinzu: „Möge es dem Signore nur recht lange bei uns gefallen, und was wir haben, bieten wir Euch gerne."

Das sagten Beide mir so treuherzig, und sahen mich dabei so ehrlich an, daß ich mich wahrhaft vor mir selber schämte, gegen diese biederen Leute Mißtrauen gehegt zu haben.

Mit Dank nahm ich also ihre Gastfreundschaft an und hatte es nicht zu bereuen, denn der brave Antonio war die zwei Tage, die ich unter seinem Dache blieb, nicht nur der sorgsamste Wirt, sondern er wurde auch mein treuer Gefährte und Führer auf meiner weiteren Fahrt.

Er war ein Mann mit offenem Blick und mitteilsamem Wesen, und vieles, wovon die folgenden Blätter berichten, verdanke ich seiner Erzählung.

„Ich habe die Cavalli schon besorgt, die uns zur Citta bringen sollen, denn ich werde Euch begleiten“, bemerkte er, indem er sich vertraulich bei mir niederließ und zusah, wie ich mich ankleidete.

„So“, — erwiderte ich gedehnt, „das ist ja mehr, als ich verlangte“, denn ich war mit seiner Voreile nicht einverstanden, weil ich den Plan gehabt, zu Fuß hinauf zu gehen. Aber ich wurde ihm für seine Sorge dankbar, als ich die abgestufte, steile Felsenstraße sah, die unsere Esel, denn solche waren die Cavalli, zu erklettern hatten.

Die Eindrücke, die man auf diesem, mit weißem Fels umstellten Weg empfängt, sind äußerst seltsam.

Eingebrochen in den weißen Kalkstein, steigt der Pfad zu einer Riesenpyramide auf, die von dem Gischt der Salzfluten umbrandet, schroff aus dem Meere ragt, und auf dem Scheitel die alte Feste Bonifacio trägt. Nur an einer Seite hängt der Felsblock an dem Lande,

wo eine starre Wehr noch nie erstiegener Berge aufgetürmt ist. Im Sockel hat seit tausenden von Jahren des Meeres Zunge Höhlen ausgeleckt und wunderbare Formen eingegraben, daß man sich wie im Reich der Gnomen glaubt.

Antonio, mein Gastfreund und Begleiter, war unermüdlich im erklären und erzählen. Er sagte mir, daß er mit seinen Vettern Korallenfischerei betreibe, wie es die Väter auch gethan, und daß sie ihre Ausbeute zu einem Kaufmann nach Livorno brächten, doch sei jetzt das Geschäft nur wenig lohnend, weil die Fischer an der afrikanischen Küste billiger liefern könnten und meist auch schönere Stücke hätten, als sie bei Korsika zu finden seien.

„Aber“, setzte er dann hinzu, „deshalb geht es uns doch nicht gerade schlecht, wir haben mehr, als wir gebrauchen. Nur meine Buben sollen etwas Anderes werden, die müssen einmal fort nach Genua und dorten ihr Glück versuchen.“

Ich freute mich immer mehr über den Mann und alles was er sprach. Ich sah an ihm, wie richtig Abbé Veroni die Leute von Bonifacio mir geschildert hatte, als er sagte, daß sie die bestgebildeten, strebsamsten und fleißigsten der ganzen Insel wären.

Es ist der Einfluß Genuas, der hier befruchtend wirkte, denn Bonifacio war der erste Punkt, auf dem die Genuesen sich festsetzten, als sie die Herrschaft über die Insel der Republik Pisa entrissen, und zu allen Zeiten haben die Bonifacier auch treu zu ihnen gehalten. Im Gegensatze zum übrigen Lande steht deshalb Genua bei ihnen im besten Andenken. Wie tief eingewurzelt

das Ansehen Genuas bei ihnen heute noch ist, konnte ich daraus entnehmen, daß Antonio seine Knaben dorthin senden wollte, weil er die alte Dogenstadt noch immer für die beste Hochschule hielt, so wie der Franzose Paris dafür hält.

Die massigen Mauern der Festung rückten jetzt immer näher und anstaunend blieb ich halten.

„Ja, ja", meinte Antonio, „an diesem Walle, da hat sich schon mancher den Schädel gebrochen und mancher hat schon davor gelegen und kam nicht hinein, und selbst wenn er schon war, wie König Alfonso von Spanien, mußte er wieder hinaus.

Alfonso war schon bis zur Ringwehr gedrungen und hatte eine Bresche eingerannt, durch welche seine Söldner in die Stadt eindrangen. Da aber rief die heldenmütige Margarete Bobia die Tapfersten zusammen, und diese warfen sich auf den Feind und machten ihn bis zum letzten Manne nieder. Jetzt wollte König Alfonso die Stadt durch Hunger bezwingen, aber er kannte die Bonifacier schlecht. Als die Not schon so groß war, daß sie fast nur noch von Wurzeln und Baumrinde lebten und Alfonso sie zur Uebergabe auffordern ließ, da sandten sie ihm als Antwort und zum Hohne einen Käse, der aus Weibermilch bereitet war. Darob ergrimmte der König so sehr, daß er beschloß, die Stadt zu vernichten, koste es, was es wolle. So ließ er denn auf seinen Schiffen Türme bauen und seine Sturmmaschinen darauf stellen, mit denen er die Stadt bewarf. Aber die Bonifacier stellten gleichfalls Schleudern auf die Mauern, und warfen Steine und mit Harz getränktes Werg auf seine Schiffe, während auf dem Ringe die Weiber den Feind abwehrten.

Als nun Alfonso sah, daß er so nichts erreichte, ließ er einen hohen Turm am Stadtthor aufbauen, der über die Mauern hinausragen sollte, aber er brachte ihn nicht so weit. Als der Turm schon zehn Stockwerke hoch war, da kamen in der Nacht die Bonifacier heraus und steckten ihn in Brand.

Doch der Spanier ließ noch immer nicht ab, und als die Not in der Stadt zum Höchsten kam, und die Männer kaum noch die Waffen zu tragen vermochten, — da unterhandelten die Bonifacier endlich mit ihm, zugleich aber ließen sie an einer verborgenen Stelle ein kleines Schiff in das Meer hinab und vierundzwanzig junge Männer dazu, die nach Genua segeln sollten, um von dort Hilfe zu bringen.

Um diese Boten zu kräftigen und da man ihnen keine Speise mitgeben konnte, hatten ihnen die Weiber abwechselnd ihre Brüste gereicht.

Glücklich kamen die Braven auch aus dem Hafen, und nach fünfzehn Tagen kehrten sie zurück, die frohe Nachricht mitbringend, daß mit dem ersten guten Wind die Genuesische Flotte eintreffen werde. Im Augenblicke der höchsten Not kam sie auch wirklich an und schlug Alfonso aufs Haupt, so daß er schmachvoll abziehen mußte."

Mit Interesse war ich der Erzählung Antonios gefolgt. Ich hatte in Gregorovius Geschichte über die Belagerung Bonifacios durch König Alfonso von Arragon gelesen, aber aus dem Munde dieses Mannes aus dem Volke schien mir die Erzählung völlig neu, und machte den Eindruck auf mich wie eine alte Heldensage aus der Iliade.



XI.

Bonifacio und seine Grotten.

Die Sonne sank schon ins Meer, als wir oben ankamen und bei einer alten Zugbrücke, die zur Stadt führt, kurzen Halt machten.

Ein prächtiges Gemälde ist hier dem Blicke entrollt. Ueber Capo Portusato, dem südlichsten Punkte der Insel hinaus, schaut man in die schöne Meerenge bis nach Sardinien, Korsikas Zwillingsschwester, hinüber.

Dort erglühten die Berge in blaurotem Licht und winkten einladend herüber.

Aber ich blieb meinem Vorsatze, ihrer Lockung zu widerstehen, getreu.

Wir überschritten die Zugbrücke, welche zu einer zweiten führte, und kamen dann an mächtige Thore, über denen noch der springende Löwe und St. Georg, als Genuas Wappenzeichen, prangten, und gelangten von da in das Innere der Stadt.

Sie macht mit ihren altersmüden Türmen und halbverfallenen weißen Kalksteinhäusern einen ganz merkwürdigen Eindruck.

Ein Gewirr enger Gassen und Gäßchen, deren Zeilen häufig durch Ueberbauten aneinanderhängen, schließt sich zu beiden Seiten an die Hauptstraße Rue Doria an, welche mein Antonio konsequent die Piazza

nannte. Denn für den Italiener ist die Piazza immer die Hauptsache in einer Stadt; diese fehlt aber in Bonifacio gänzlich.

Beständig bläßt der Zugwind hier und wirbelt Kalkstaub in den Gassen auf, was mir den Aufenthalt darin sehr unerfreulich machte.

Ebenso wie Mister Pfuller, der uns mit dem Ausrufe: „I got enough from it!“ ich habe genug davon, in der Rue Doria entgegenkam.

Er freute sich, mich wieder so wohlauf zu sehen und sagte mir, daß er die anderen Freunde mit dem Geistlichen, an den wir von Abbé Veroni empfohlen waren, bei St. Dominico verlassen habe, um eine Weinquelle zu suchen, weil ihm der Gaumen durch das Schlucken des Kalkstaubes wie zugemauert sei.

Da war nun mein Antonio wieder der rechte Mann, ihm zu helfen. Er führte uns durch einen düsteren Reul in eine Osteria, die in einem unheimlichen Seitengäßchen lag und nur sehr wenig einladend erschien. Aber es wurde darin ein guter Stoff kredenzt, der uns mit frischem Brote aus Kastanienmehl ganz köstlich mundete.

Neu gestärkt machten wir uns dann wieder auf den Weg, um die Freunde zu suchen. Wir fanden sie noch in St. Dominico, wo der gute Priester nicht müde wurde, die vielen Votivbilder zu erklären, welche gerettete Bürger Bonifacios dem Heiligen dort geweiht haben, und die zum Teil recht originelle Piratenkämpfe darstellten.

Diese altgotische Kirche ist auch als Bauwerk interessant. Sie stammt aus der Zeit der Templer, deren Triangeln noch die Mauern tragen, und von denen viele hier begraben liegen.

Auch noch in zwei andere Kirchen führte uns der freundliche Herr, nach St. Francesco, die über der einzigen Wasserquelle Bonifacios erbaut ist, und St. Maria vom Feigenbaum, in welcher sich die Honoratioren des Städtchens abends zu versammeln pflegen, um ihre Promenade darin zu machen.

„Diese drei Kirchen sind die letzten von zweiundzwanzig, welche Bonifacio einst besaß," klagte der Priester.

Aber Pfuller freute sich über die verschwundenen neunzehn, und er atmete erleichtert auf, als er hörte, daß wir am Ende seien. Denn Kirchen besuchen war nicht seine Passion. Wie er mir eingestand, wäre es ihm eine Qual gewesen, wenn er nur eine einzige noch hätte pflichtschuldigst ansehen müssen.

Also traten wir den Rückweg an, betrachteten noch im Vorübergehen ein düsteres Haus, in dem, wie unser Priester mir erklärte, der „spanische" Kaiser Karl der Fünfte einmal gewohnt hat, und gingen dann zu Fuß zurück.

Ueber der Marina lagen schon die Abendschatten, als wir dort eintrafen und uns trennten. Denn so dringend auch Spencer mich einlud, auf der „Liberty" das Diner einzunehmen, und die Freunde davor warnten, am Lande zu bleiben, weil ich dort voraussichtlich verhungern würde, blieb ich dennoch meinem Vorsatze getreu und folgte Antonio zu seiner braunen Gattin, die uns ein festliches Mahl aus Fisch und Eiern bereitet hatte, und dann noch trockene Feigen brachte, um uns das Leben damit zu versüßen.

Dabei lernte ich auch Antonios Vettern und seine beiden Buben kennen, mit denen ich sehr bald auf gutem Fuße stand. Es waren kecke, aufgeweckte Knaben, die

zugleich jene reizende Naivität besaßen, welche dem italienischen Volke eigen ist, und es für uns Nordländer so sehr sympathisch macht.

Als ich sie fragte, womit ich sie so recht erfreuen könnte, baten sie sich als Gnade von mir aus, einmal mein Reisenecessaire zu sehen. Ich mußte lachen über den bescheidenen Wunsch und gab es ihnen gern. Als ich dann sah, daß auch die Großen fast ebenso viel Freude daran fanden, wie die Kinder, ließ ich es ihnen bis zum nächsten Morgen.

Ein schöner Tag sprang aus Auroras Schoß. Der Wind hatte sich gedreht, das Meer war glatt, und wolkenlos der Himmel.

Also ein Tag, wie man ihn sich für den Besuch der Wundergrotten Bonifacios nicht besser wünschen konnte. Sie waren es hauptsächlich, die uns hergelockt hatten, und ich mußte daher dem Meergotte für seine gute Laune doppelt dankbar sein.

Antonio hatte, wie es abgesprochen war, für den Fall der Wind geneigt sei, schon früh die Barken hergerichtet, und seine Vettern nach der „Liberty“ geschickt, um dort die Freunde abzuholen. Er selbst war bis zum Hafeneingange mit mir vorausgerudert, um mir den Eisenring zu zeigen, an dem die große Kette hing, mit welcher König Alfonso während der Belagerung den Zugang wehrte.

Bald kam die Barke mit den andern nach und nun ging's flott nach St. Bartholomäo. Das ist der Name jener ersten Wundergrotte, die man vom Hafen aus erreicht.

Nur eine schmale Durchfahrt führt hinein auf einen silberklaren Wasserspiegel, um den sich wunderlich ge-

formte Säulen stellen, die ein phantastisches Gewölbe tragen. Man dünkt sich schon im Königssaal Neptuns. Allein es ist nur ein Vorgemach der Zauberhallen, die dieses Ufer birgt.

An dem gigantischen Felsen Bonifacios weiterrudernd, gelangten wir zunächst an eine Felsennische, Sotto al Francesco wird sie genannt, welche von Tropfsteinformen, die wie Reben aussehen, ganz umsponnen ist, und mir Poseidons Trinkgemach zu sein schien. Von hier verzweigen sich zahllose tiefe Keller, deren Geheimnisse wir aber nicht erforschten, sondern wir richteten den Kiel nach Dragonata, dem eigentlichen Meerpalaste zu.

Ein mächtiges Portal mit weiten Seitennischen nahm uns dort auf, durch das wir an ein enges Pförtchen kamen, vor dem die Salzflut schäumend aufkocht, als wolle sie den Zugang wehren. Doch Antonio ließ sich nicht schrecken, mit raschem Kunstgriff lenkte er die Barke, und einer Welle folgend, schlüpften wir hindurch.

Ein ungeheurer Tempel, von feenhaftem Lichte übergossen, that sich vor uns auf, der mich im ersten Augenblicke durch seine Wunder fast erdrückte.

Soll ich es wagen, sie zu schildern? Ich vermag es kaum, denn den Zauber zu beschreiben, den Licht und Meer hier ineinander weben, ist ganz unmöglich.

Die Wasserfläche, wie ein glänzend Mosaik, spiegelt in allen Farben, vom hellsten Rosa bis zum tiefsten Schwarz, und ist dabei so klar, daß wir die Fische am Meeresboden durch die Gräser schwimmen sahen. Die Wände sind von sonderbar bizarrer Tropfsteinbildung, an der das Wasser niedersickernd Silberfäden zieht, und

am Rande wunderliche Formen und Ruhesitze aufgeschlagen hat. Wilde Tauben schweben in der Luft, magisch beleuchtet von des Himmels Blau, das durch einen Spalt des Deckgewölbes hereinbricht.

„Kommt einem hier nicht unwillkürlich der Gedanke, daß es verzauberte Menschen sind, die dort auf und nieder steigen?“ fragte Morten, der mit der anderen Barke neben mir hielt, und sah mich vergeistert an.

„Allerdings, dieser Gedanke liegt in diesem zauberhaften Raume, der die Phantasie so sehr erregt, wirklich recht nahe“, gab ich zur Antwort.

„Da horch, was war das?“ fuhr er erschrocken auf.

Ein Rauschen im Wasser wurde vernehmbar, dessen Ursache ich jedoch sogleich erkannte. Es war ein Seehundepaar, welches Spencer und Pfuller bei ihrer Wanderung um die Tropfsteinblöcke aufgescheucht hatten und das nun schnaubend den Ausgang zu gewinnen suchte.

Spencer, gierig auf Jagdbeute, kam dahinter her, bedauernd, daß er keine Flinte bei sich habe, und die Korsen wollten die Tiere mit ihren Rudern erschlagen. Aber Morten und ich duldeten es nicht, denn wir wollten uns die hohe Stimmung, in die uns das Gesehene versetzt hatte, nicht durch einen Totschlag trüben lassen.

Es wurde spät, bis wir uns von dem Wunder trennten.

Als wir wieder an das Tageslicht gelangten, läuteten droben in Bonifacio die Glocken. „Wie lange werden sie noch läuten,“ dachte ich. „Eines Tages wird der unterwühlte Fels zusammenstürzen und all die Herrlichkeit begraben.“

Spencer drängte zur Rückkehr, weil er das gute

Wetter zur Ueberfahrt der Meerenge benutzen wollte, und seine Abreise für den Nachmittag bestimmt hatte.

Antonio brachte uns daher nur noch an die scalina di Alfonso, eine steile Treppe, welche aus einer verborgenen Grotte bis hinauf zur Festungsmauer führt. Diese Treppe soll König Alfonso, als er die Stadt nicht nehmen konnte, in den Felsen haben hauen lassen, um einen Einfall in die Burg zu machen, aber ein Weib bemerkte seine Absicht und schlug Lärm, worauf die Bonifacier herbeikamen und die Spanier ins Meer stürzten.

Als wir dann wieder im Hafen anlangten, war die „Liberty“ bereits unter Dampf, und ich nahm daher nur kurzen Abschied von den Freunden, die immer noch nicht daran hatten glauben wollen, daß es im Ernste meine Absicht sei, sie zu verlassen und über Land nach Ajaccio zu gehen.

Als sie aber klar darüber wurden, daß mein Vorsatz fest stand, ließen sie mich mit dem Versprechen „Auf Wiedersehen in acht Tagen“ meiner Wege ziehen. Denn der Engländer nötigt nicht. Wie er für sich selbst volle Freiheit des Willens beansprucht, läßt er sie auch dem anderen, was den Umgang mit ihm, besonders auf Reisen, so sehr erleichtert und angenehm macht.

„Auf Wiedersehen in Ajaccio“, war das Abschiedswort gewesen, und wir sahen uns auch dort wieder, aber es war ein trauriges Wiedersehen. — Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.



XII.

Fahrt nach Sartene.

Noch eine Nacht blieb ich unter dem gastlichen Dache Antonios. Dann nahm ich Abschied von den Seinen und, von ihnen der Madonna vielemale empfohlen, stiegen wir zusammen wieder die Felsenstraße nach Bonifacio hinauf, wo mir Antonio eine Carozza besorgt hatte, die uns nach Sartene bringen sollte.

Das elende Fuhrwerk, mit drei kleinen, zottigen Pferdchen bespannt, stand bei unserer Ankunft schon bereit, und ohne Aufenthalt ging es zum anderen Burgthore hinaus.

Zuerst kamen wir an Olivenhainen und Fruchtgärten vorbei, die der Fleiß der Bewohner dem kargen Kalkboden abgerungen hat. Aber bald verschwanden diese freundlichen Bilder, und nur weißes Gestein, von wildem Gestrüpp überwuchert, zeigte sich dem Auge. Starrende Felsen stiegen am Meerufer auf, die uns lange begleiteten und nur allmählich dunkler wurden, was den Anblick noch trostloser machte. Wild zerrissene Fjorde, in die sich Sümpfe ergossen, von drohenden Riffen umstellt, zuweilen ein einsamer Turm auf nacktem Felsen und ein elendes Dorf — das waren die Bilder bis zum Dreifaltigkeitsberg.

Von dessen Höhe erweitert sich wieder der Blick über das Meer, bis nach Sardinien hinüber. Dann aber wurde es kalt und noch öder als vorher. Ueberall nur

wüstes Hügelland mit Arbutus- und Korkeichen-Gestrüpp, und endlich am Abend sah ich Sartene vor mir.

Ein ausgebreitetes Dorf, von einer Mauer umgeben, am Rande düsterer Berge in eine Einöde gestellt.

Auf dieser Fahrt, welche so wenig Erfreuliches bot, war mir die Gesellschaft Antonios doppelt angenehm. Er erzählte mir über das Leben der Banditen, das meist ein recht bedauernswertes ist, sowie von Fehden aus den Bergen, — damit verging die Zeit.

Erstaunt war ich, durch ihn zu hören, wie geringfügig zumeist die Ursachen sind, welche so blutige Kämpfe herbeiführen. Zum Beispiel war in dem Dorfe St. Gavino di Corbini durch ein Huhn, das sich verlaufen hatte, die ganze Gemeinde entzweit worden, und das Huhn hatte bereits zwei Menschenleben gekostet.

Bei Nennung des Namens Corbini war ich aufmerksam geworden und erkundigte mich über die Verhältnisse daselbst, die Antonio auch sehr wohl bekannt waren, denn er hatte eine verheiratete Schwester dort und, wanderlustig wie er war, hatte er dieselbe oft besucht.

Der Ort interessierte mich deshalb, weil er in der Geschichte der Korsen als der ehemalige Hauptsitz der Geovannali genannt wird, einer seiner Zeit weit verbreiteten kommunistischen Sekte, die denjenigen der Simonisten und Mormonen lange vorausging.

Es war dies für mich eine markierte Linie in der Physiognomie dieses merkwürdigen Volkes, das also nicht nur vor den Amerikanern und Franzosen eine republikanische Staatsverfassung zeitigte, sondern auch die ersten kommunistischen Gemeinden gründete. Die Sekte ist lange verschwunden, aber die Erinnerung an sie lebt im Volke fort.

Antonio hatte oft davon reden hören und sich ein eigenes Urteil darüber gebildet.

„Zur Zeit der Geovannali," meinte er, „da war alles besser wie jetzt. Da hatte jeder Teil am Ganzen. Aber dann kamen die Barone, und nahmen alles für sich allein, und seitdem hat der Krieg nicht aufgehört."

Sartene war ein Hauptsitz dieser Signori, welche auf den umliegenden Höhen ihre zertrümmerten Zwingburgen zurückgelassen haben. Zugleich aber ist Sartene auch ein Hauptort im Reiche der Banditen, die in den unzugänglichen Schluchten des nahegelegenen Incutine hausen.

„Hotel de l'Europe" las ich im Vorüberfahren an einem Hause der Hauptstraße, und ließ den Fuhrmann halten, denn wenn es entgegen meinem Reisebuche, das behauptete, man sei in dieser Stadt nur auf Gastfreundschaft angewiesen, ein Hotel gab, in dem wir Unterkunft fanden, dann brauchte ich doch nicht den geistlichen Herrn zu belästigen, an den mir der freundliche Pfarrer von Bonifacio eine Empfehlung mitgegeben hatte.

Außerdem war es mir aber auch lieber, denn ich habe auf Reisen das Quartier im Hotel immer vorgezogen, und Gastfreundschaft nur dann benutzt, wenn mir durchaus keine andere Wahl blieb.

Antonio warnte zwar und meinte, es würde bei Hochwürden besser sein, aber ich ließ mich nicht irre machen, und nachdem ich mich versichert hatte, daß wir Zimmer haben konnten, ließ ich mein Gepäck abladen.

Als sich nun das Chambre No. 1 vor meinen Blicken aufthat, da wurde ich aber doch wieder recht zweifelhaft.

Schlechte, dicke Luft kam mir daraus entgegen, die

verriet, daß die schmutzigen Fenster seit lange nicht geöffnet waren. Auch die Unordnung, in der die elenden Möbel umherstanden, machte mir bange. Aber meine Angst erreichte erst den Höhepunkt, als ich das greuliche Bett sah, das mir zum Nachtlager dienen sollte.

Bei diesem Anblick fühlte ich plötzlich ein heftiges Jucken am ganzen Körper, und ich wäre am liebsten davongelaufen. Aber das ging doch nicht. Das wäre eine Beleidigung für den Wirt gewesen, und einen Korsen zu beleidigen war gefährlich, ganz besonders aber in dem blutigen Sartene.

Also holte ich mein Insektenpulver hervor, mit dem ich reichlich versehen war, und überstreute das ganze Bett damit, so daß ich hoffen konnte, wenigstens den stärksten Angriffen auf mich dadurch zu begegnen!

Resigniert ging ich darauf in den salle à manger hinunter, denn ich war hungrig und mußte notwendig etwas essen, selbst wenn ich dabei die Augen hätte schließen müssen. Aber die Sache fiel besser aus, wie ich dachte.

Ein mächtiger Holzblock brannte im Kamin der Gaststube, an dem ich mich vor allem wieder einmal durchwärmen konnte, und auch die Speisung war viel besser, als ich sie in der Spelunke erwartet hatte.

Mein braver Antonio war sogar über die Güte von Küche und Keller des Lobes voll und erklärte, daß der Moufflonebraten, den wir vorgesetzt bekamen, das köstlichste sei, was er in seinem Leben gegessen habe. Dem Weine mußte ich selbst meine Anerkennung zollen. Er war so gut, daß ich mir eine Karaffe davon noch auf das Zimmer bringen ließ, das man unterdessen auf mein Flehen gelüftet

und eingeheizt hatte, so daß der Aufenthalt darin jetzt erträglich war.

Nachdem ich daher den eingetrockneten Inhalt eines Arzneifläschchens, das man mir auf mein Verlangen als Tintenfaß eingehändigt, mit etwas Wein aufgefrischt hatte, zog ich mich auf das Zimmer zurück, um meine Reisenotizen zu vervollständigen.



XIII.

Die Stadt Sartene.

„Ein Schleier über diese Frühlingsnacht“ — dachte ich, als ich am nächsten Morgen, mit den Spuren korsischer Blutgier bedeckt, aus den Federn sprang.

Meine Vorsichtsmaßregeln waren ganz vergeblich gewesen. Entweder hatte die Wirkung des Pulvers versagt, oder die Gegner waren so übermächtig, daß sie trotzdem die Herrschaft behielten. Mein Körper sah aus wie ein Schlachtfeld, — da half auch kein Schleier, sondern nur kaltes Wasser und Olivenöl. Aber trotz der Anwendung dieser Mittel hatte ich noch lange mit Marodeuren zu kämpfen, die sich in meinen Kleidern versteckt hielten.

„Sauve qui peut“, sagte ich zu Antonio, als wir zusammen das Hotel verließen. „Gehen wir vor allem zu Sr. Hochwürden, um uns für den Fall, daß wir noch eine Nacht hier bleiben, ein erträgliches Quartier zu sichern, denn nicht um ein Schloß lege ich mich wieder in die Betten dieser Mördergrube.“

Er sah mich erstaunt an, und als ich ihm darauf die Gründe darlegte, die mich zu dem Entschlusse gebracht hatten, verwunderte er sich noch mehr. Er, der abgehärtete Korse, war, wie er versicherte, in keiner Weise belästigt worden, und er begriff gar nicht, wie man einer solchen Bagatelle wegen so viel Wesens machen konnte.

Indessen meine Pein nahm bald ab und ich wandte wieder mein Interesse der mich umgebenden Welt zu.

Die Stadt Sartene, Hauptstadt des Arrondissements, mit einem seinen Verhältnissen entsprechend starken Gendarmerie-Détachement, ist ein großes Dorf mit geringem städtischen Anfluge.

Die dunkelbraunen Steinhäuser, mit hohen Treppen und stumpfen Dächern schauen düster drein, wie ihre Bewohner. Nur der stille Marktplatz, welcher von einer großen Ulme beschattet ist, und das Viertel Santa Anna, wo der wohlhabendere Teil der Bevölkerung wohnt, bieten einen freundlicheren Anblick.

Nach der Bergwand zu, dem sogenannten Borgo, sind die Häuser so nahe gerückt, daß kaum zwei Menschen an einander vorbeigehen können.

Dort wohnen die Armen.

Sie bilden eine geschlossene Partei gegen ihre Mitbürger in Santa Anna, mit denen sie schon seit Anfang des Jahrhunderts im Streite liegen, und periodisch blutige Kriege mit ihnen ausgefochten haben.

Nach der Juli-Revolution, welche sich in der Stadt Sartene mit furchtbaren Gräueln austobte, hatten sich, wie einstens in Verona unter den Capulets und Montagues, zwei feindliche Parteien, die Weißen und Roten gebildet. Die Weißen unter dem Banner der Familie Rocca Serra, die Roten unter Führung der Ortolis.

Die feindlichen Stadtviertel hatten sich gegeneinander verschanzt und schossen jeden nieder, der aus dem gegnerischen Lager in ihre Nähe kam.

Da beschlossen die Roten, sich den Eintritt in Santa Anna zu erzwingen, und kamen eines Tages mit

wehenden Fahnen und unter Trommelwirbel angerückt. Aber sofort schossen die Weißen aus ihren Häusern auf die Ankommenden, und gaben damit das Signal zu einem allgemeinen Kampfe, in dem es auf beiden Seiten Tote und viele Verwundete gab. Die Weißen blieben schließlich Sieger.

Um diese Niederlage zu rächen, riefen nun die Roten ihre Freunde aus den Bergen zu Hilfe, die auch alsbald mit Flinten bewaffnet, in hellen Haufen herunterkamen und Santa Anna so lange belagerten, bis die Regierung endlich Militär sandte, das für einige Zeit die Ruhe wieder herstellte. Aber bei der geringsten Veranlassung flammte der gegenseitige Haß immer wieder auf, und er glimmt bis auf den heutigen Tag noch unter der Asche fort, soll sogar, wie mir Antonio versicherte, in neuerer Zeit wieder heftiger geworden sein.

Der alte würdige Priester, an den ich empfohlen war, empfing uns mit der liebenswürdigen Herzlichkeit, welche die Geistlichen Korsikas so vorteilhaft auszeichnet. Er forderte mich sogleich auf, bei ihm zu wohnen, was ich für den Fall unseres Bleibens auch dankbar annahm. Alsdann ging er mit uns in seine Kirche.

Einige Männer mit Kapuzen über dem Kopf und Jagdflinten auf dem Rücken, sowie verschiedene schwarzverhüllte Frauen knieten in den Bänken. Sonst aber war wenig Interessantes darin zu sehen, und die Kirche selbst zeichnete sich nur durch ihren grell-gelben Anstrich aus.

Darauf führte er uns zu der alten Stadtmauer, welche zu Ende des 16. Jahrhunderts nach einem Ueberfalle der Barbaresken erbaut wurde, die damals den dritten Teil der Einwohner in die Gefangenschaft schleppten. Damit waren die Herrlichkeiten der Stadt zu Ende.

Ich hatte gelesen, daß Sartene früher seiner heilkräftigen Mineralquellen wegen berühmt war, welche die Bewohner aber zugeschüttet hatten, weil die vielen Gäste, welche zum Gebrauche derselben herkamen, ihnen die Frucht wegaßen.

Es war mir das so interessant, daß ich mich näher danach erkundigte. Aber der alte Herr wußte nichts davon und ich verabschiedete mich mit dem Entschlusse von ihm, so bald als möglich weiter zu reisen und wieder mildere Gefilde aufzusuchen.

„Also auch von Dir, mein Antonio, muß ich jetzt scheiden!“ wandte ich mich alsdann an meinen Gefährten.

„Weshalb schon jetzt?“ fragte dieser überrascht.

„Weil ich noch heute gen Ajaccio ziehe und diese Nacht schon in Cauro oder Bastellicca schlafen will.“

„Ich gehe mit, wenn es Signore recht ist!“ erklärte er. „Zu Hause habe ich nichts zu versäumen.“

Merkwürdig, — in diesem Lande haben die Menschen immer Zeit!

Indessen, sein Vorschlag kam mir sehr gelegen, und ich nahm ihn daher gerne an.

Er wußte sich auch sogleich schon wieder nützlich zu machen, indem er mit dem Sardinier, unserem Kutscher, einen sehr niederen Preis zur Weiterfahrt vereinbarte und die Hotelrechnung so billig ordnete, daß ich zuerst gar nicht daran glauben wollte, daß es möglich sei. Doch ich habe später noch Erstaunlicheres erlebt, was mich zu dem Ausspruch bringt, daß Korsika zum reisen das billigste Land auf Erden ist.



XIV.

Auf der Fahrt nach Ajaccio.

Die Straße von Sartene nach Ajaccio windet sich mühsam aus den rauhen Bergen des inneren Landes und strebt dann in südwestlicher Richtung wieder dem Meere zu.

Zu Anfang der Fahrt hatten wir daher ungefähr das gleiche Landschaftsbild, wie am Tage vorher: Wüste, mit grauem Steingeröll übersäete Berghänge, die nur zum Teil durch ein paar immergrüne Eichen und Schneemulden unterbrochen wurden.

So erreichten wir das bergumstandene, freundliche Dorf Olmetto.

Hier verändert sich der Anblick wie durch einen Zauberschlag. Ein in der ganzen Pracht südlicher Fülle prangendes Land breitet sich aus, durch welches der Taravofluß seinen Silberstreifen zieht und zugleich die Grenze bezeichnet, welche das südlichste Arrondissement der Insel von dem Ajaccios trennt.

Zu Füßen am Meerbusen von Valinco lacht das Städtchen Propriano, von dem Orangen- und Olivenhaine aufsteigen, welche die Luft mit ihrem Wohlgeruche erfüllen.

Welch' Wunderland ist doch dieses Korsika, wo man sich am Morgen mit Schneeballen bewerfen, und schon am Mittag reife Apfelsinen vom Baume pflücken kann!

Antonio war herausgekommen, um mir zu melden, daß unsere Mahlzeit aufgetragen sei, und blieb bei mir stehen.

„Dort an der Südspitze des Golfes liegt Campo Moro (Mohrenlager)“ — erklärte er mir. „An jenem Cap ist einstens der Mohrenkönig Amniso gelandet, um Korsika zu erobern.“

Ueberrascht sah ich ihn an, denn obgleich ich wußte, daß Korsika aus jener Zeit den Mohrenkopf mit der Stirnbinde im Wappen führt, und daß Antonio in dieser Gegend sehr bewandert war, wunderte ich mich doch, daß er von jenem sagenhaften Könige Kenntnis hatte.

Noch mehr erstaunte ich zu hören, wie unterrichtet er über die Zeit der Barbareskenherrschaft und die Sarazenenüberfälle war, durch welche Korsika lange Zeit so furchtbar leiden mußte.

Doch es erklärt sich dies daraus, daß die Korsen, trotzdem sie keine mahnenden Monumente besitzen, mehr wie irgend ein anderes Volk durch mündliche Ueberlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht, die Erinnerung an die Geschehnisse auf ihrer Insel lebendig erhalten.

Das Albergo, in welchem wir eigentlich nur zur Rast der Pferde abgestiegen waren, hatte mir Antonio schon vorher als wahres Wunder von Vortrefflichkeit gerühmt. Und es machte auch beim Augenschein auf mich selbst keinen üblen Eindruck.

Ich hatte daher bei der strubbligen Wirtin auf ihre Versicherung hin, daß sie mit allem gut versehen sei, das Mittagessen bestellt.

Die Erfahrung ergab, daß ich sehr wohl daran gethan, denn das Mahl, das sie uns vorsetzte, war nach dem

Maßstabe korsischer Verhältnisse wirklich großartig. Gesottene Eier mit Ziegenlammbraten, frischer Salat mit Salz und Oel zum Eintauchen, Käse und feuriger Wein, dazu die junge Tochter des Hauses, eine hübsche schwarzäugige Korsin zur Bedienung, — mehr konnte man nicht verlangen.

Jetzt brachte diese sogar noch zwei buntgemalte Tassen mit Kaffee herein und setzte sich in gespannter Erwartung, welchen Eindruck diese Prunkstücke auf uns machen würden, an meine Seite.

„Kommt der Signore aus Frankreich, oder ist er Inglese?“ fragte sie neugierig.

„Keines von beiden, schönes Kind, ich bin ein Deutscher“ — gab ich zur Antwort.

Da fuhr sie auf und drehte mir den Rücken.

„Hat Sie denn das beleidigt, was ich sagte? Oder sind Ihnen die Deutschen so verhaßt?“ — wandte ich mich mit begütigendem Tone wieder an sie.

„Es ärgert mich, daß Sie mich foppen wollen, denn Sie sind ja doch kein Allemand,“ erwiderte sie schnippisch.

„So, — und woher weißt Du denn das so genau?“ fragte ich wieder.

„Signore fängt doch nicht Schmetterlinge, und sucht auch keine Käfer, und hat auch keine Brille auf der Nase, wie es die Deutschen haben.“

Ich mußte hell auflachen. Jedenfalls hatte sie sich in ihrer Naivität nach einem deutschen Professor, der als Sammler nach Olmetto kam, ein Bild zurecht gemacht wie alle Deutschen aussehen müßten, und da ich diesem nicht entsprach, glaubte sie mir nicht.

Ich suchte sie darüber aufzuklären, aber sie hielt mir

nicht mehr Stand, und erst als ich die Rechnung über unsere Zehrung forderte, erschien sie wieder und verlangte für alles zusammen einen Franken!

Ich war ganz verblüfft über solche Billigkeit und fragte nochmals, ob sie sich denn auch nicht verrechnet habe? Allein mit Entschiedenheit blieb sie bei ihrem Preise.

Im Uebermaße meiner Zufriedenheit legte ich ihr daher zwei Francstücke in die Hand, doch sie schob mir eines davon gleich zurück.

„Mancio nehme ich nicht!“ — versetzte sie mit Stolz. „Wir sind Peretti.“ Damit ließ sie mich stehen.

„Bravo, edle Korsin!“ — rief ich aus. „Ich werde diesen Franc zur Erinnerung an den einzigen Fall in meinem Leben, wo ich kein Verständnis für Trinkgeld fand, hochhalten und mir aufbewahren.“

Indessen meine unbeabsichtigte Kränkung hatte keine weiteren schlimmen Folgen.

Als wir wieder in die Carozza kletterten, war ihr Groll verraucht, und ganz versöhnt nahm sie von uns Abschied; winkte sogar noch lange nach, als wir schon in der Ferne waren.

Dagegen machte ich jetzt die Wahrnehmung, daß mein Antonio auf das Geständnis, ich sei Deutscher, und sogar ein Preuße, sehr ungemütlich wurde.

Er war mit einem Male schweigsam und ganz scheu vor mir geworden, so daß ich ihn deshalb zur Rede stellte.

Trotzig sah er dabei vor sich hin und es bedurfte einer langen Auseinandersetzung, bis ich ihn wieder glatt gebügelt und ihm klar gemacht hatte, daß es doch nicht meine Schuld war, wenn die Franzosen von den Preußen geschlagen wurden.

Das sah er denn schließlich ein und gestand mir sogar alsdann, daß er vor den Preußen alle Achtung habe. Hauptsächlich vor unserem alten Kaiser und vor Bismarck, von dem ich ihm nun nicht genug erzählen konnte.

„Ja, ja," — meinte er darauf — „das ist ein Mann, wie ein Sampiero Corso."

Womit er die höchste Verwunderung aussprechen wollte, deren ein Korse fähig ist, denn Sampiero ist der Nationalheilige der Korsen, der ihnen als Ideal vorschwebt, und in dem sie ihren größten Helden und Vater verehren.

In diesem gewaltigen Manne kommt der korsische Volkscharakter noch ganz ursprünglich und vollkommen zum Ausdruck, der in Pasquale Paoli und Napoleon, durch den philosophischen, humanistischen Zug des achtzehnten Jahrhunderts bereits verallgemeinert ist.

Die Geschichte dieses Helden ist die zusammengefaßte Geschichte seines Volkes, eine ergreifende Tragödie.

Er war ein Mann von niederer Herkunft, aber aus Urgranit gebildet, wie die Berge seiner Heimat, von wilder Tapferkeit, vulkanischer Leidenschaft, Freiheitsglut und Vaterlandsliebe, gepaart mit Jähzorn und Rachsucht, einfach und bedürfnislos, dabei von durchdringendem Verstande.

Von seinen Eltern weiß die Geschichte nichts zu melden.

Früh auf das Festland gekommen, nahm er dort Dienste bei den Medici, und machte bald durch seine Waffenthaten, wie durch den Adel und die Gewalt seines Charakters soviel von sich reden, daß Franz I. ihn nach Frankreich zog und ihn zum Obersten ernannte.

Unter dessen Fahnen zeichnete er sich durch kriegerische Einsicht und Tapferkeit so aus, daß Karl von Bourbon von ihm sagen konnte: „Dieser Korsenoberst ist an einem Schlachttage mehr wert, als zehntausend Mann.“

Aber in all' seinen Kriegszügen blieb sein Auge und Ohr doch stets dem Vaterlande zugewandt, das hoffend auf ihn blickte. Die Leiden, welche dasselbe durch die tyrannische Krämerherrschaft Genuas zu erdulden hatte, bewegten ihn tief, und er wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um sich in seinen Dienst zu stellen.

1547 kehrte er nach Bastellicca, seinem Geburtsorte zurück, wo ihm die schöne Vannina, eine Tochter aus dem edlen Hause Ornano entgegentrat, die sein bis dahin unbezwungenes Herz so entflammte, daß er sich um ihre Hand bewarb, die dem Helden, obgleich er ohne Ahnen war, auch nicht verweigert wurde. Kaum aber war er getraut, als der Gouverneur der genuesischen Bank, der den gefährlichen Gegner in ihm witterte, ihn gefangen nehmen und in den Turm von Bastia werfen ließ.

Auf den Einspruch Frankreichs hin wurde er jedoch bald wieder freigelassen, und mit dem heißen Wunsche, sein Vaterland von dem Tyrannenjoche Genuas zu befreien, wie die ihm selbst zugefügte Schmach zu rächen, kehrte er auf das Festland zurück.

Die politischen Verhältnisse gestalteten sich seinen Plänen günstig. Heinrich II., Gemahl der Katharina von Medici, tief verwickelt in die italienischen Angelegenheiten, im Kriege mit Karl V. und der diesem verbündeten Republik Genua, ging auf den Plan ein, die Genuesen von Korsika zu vertreiben, um die wichtige Insel zu einem Stützpunkte für die französische Flotte zu machen.

Im August 1553 vereinigte sich bei Elba das französische Geschwader unter Admiral Paulin mit der verbündeten Türkenflotte und segelte gegen Korsika.

Marschall Thermes hatte den Oberbefehl, mit ihm war Sampiero.

Bei seiner Ankunft jubelten die Korsen auf, und Sampiero täuschte ihre Hoffnungen nicht. Wie ein Sturmwind brauste er über das Land, die Genuesen vor sich hertreibend. — Bastia und Corte ergaben sich ihm und zuletzt auch Ajaccio, das Thermes vergeblich belagert hatte. Als bald darauf auch Bonifacio durch Verrat den Türken in die Hände fiel, waren die Genuesen bis auf den einzigen Platz Calvi von der Insel verdrängt.

Endlich befreit, jauchzte das Volk seinem Erretter Sampiero zu, was jedoch zur Folge hatte, daß Marschall Thermes eifersüchtig wurde und er deshalb seinen Nebenbuhler aus Korsika entfernte.

Nun raffte Genua, durch kaiserliche Truppen unterstützt, noch einmal alle Kraft zusammen und sandte ein großes Heer, unter dem Befehle seines greisen Feldherrn Andreas Doria auf die Insel.

Diesem noch nie besiegten Führer gelang es auch bald, das Blatt zu wenden.

In kurzer Zeit entriß er den Franzosen wieder alle festen Plätze und warf sie überall zurück.

Da, in der Not, erschien Sampiero wieder und mit ihm heftete sich auch aufs Neue der Sieg an Frankreichs Fahnen.

In einer Schlacht auf dem Golofelde schlug er Spinola, wurde aber dabei so schwer verwundet, daß er längere Zeit unthätig bleiben mußte.

Unterdessen hatte die Republik wieder viertausend Deutsche gekauft und nach Korsika gesandt, mit denen nunmehr der Genuese den Korsen wieder eine Niederlage beibrachte.

Da hielt es Sampiero nicht länger auf dem Krankenlager, seiner Wunden nicht achtend, erschien er im Felde, und schlug bei Col di Tenda Spinola zum zweitenmale aufs Haupt.

Der Krieg dauerte jetzt zwar immer noch fort, aber das Land konnte sich doch unter Frankreichs Schutz, den ihm der König für alle Zeiten feierlich zusicherte, etwas erholen.

Aber kaum hatte Heinrich II. diese Zusage seines dauernden Schutzes gegeben, als er mit Karl V. und dessen Bundesgenossen Frieden schloß, durch welchen Korsika wieder an Genua kam, und das arme Land wieder in sein altes Elend zurückgeschleudert wurde.



XV.

Sampiero.

Der Friede hatte auch seinem Helden das Schwert genommen und machtlos mußte Sampiero zusehen, wie die Rache Genuas sein unglückliches Vaterland zerfleischte.

Aber jetzt zeigte er sich erst in seiner ganzen Größe.

Rastlos durchwanderte er die Welt, um Hilfe für sein Volk zu suchen, das verarmt und verzweifelt auf seinem verheerten Boden saß, und nicht mehr die Kraft hatte sich selbst zu retten.

Ueberall nahm man Sampiero mit Auszeichnung auf und bewunderte den kühnen, gewaltigen Mann, der von so glühender Vaterlandsliebe durchdrungen war, — aber Hilfe gab man ihm nicht.

Der genuesische Senat hatte mit banger Sorge seine Schritte verfolgt, und schon auf verschiedene Art versucht ihn zu beseitigen. Aber die Anschläge waren jedesmal mißglückt, und man beschloß daher ihn in seinem Herzen zu treffen.

Vannina, seine Gattin, lebte mit ihrem jüngsten Sohne unter französischem Schutze in Marseille.

Diese wurde jetzt umgarnt, indem man sie mit Spähern umgab, und den Priester Angelo Ombrone erkaufte, welcher der Lehrer ihrer Söhne gewesen und ihr volles Vertrauen besaß.

Der heuchlerische Schurke begann damit, Vannina vorzustellen, welch elendes Los ihre Kinder als Söhne eines geächteten Vaters zu erwarten hätten, angewiesen auf das Brot der Gnade, oder was noch schlimmer wäre, wenn sie den Spuren des Vaters folgten, als Banditen in den Bergen herumgehetzt, zuletzt gefangen und an die Galeere geschmiedet.

Mit solchen Schreckbildern wußte er ihre Phantasie zu füllen, und die leicht zu beeinflussende Frau so zu ängstigen, daß sie zuletzt alle Besinnung verlor und dem Versucher das Ohr lieh, der ihr Rettung versprach, wenn sie sich unter den Schutz Genuas begeben wolle. Dann werde sie das Erbe der Ornani für ihre Söhne wiedergewinnen, sagte er, und mit der Zeit auch ihren Gatten mit der Republik versöhnen können. So gelang es dem gleißnerischen Pfaffen sie zu umstricken, und für Genuas Pläne zu gewinnen.

Sampiero war in Algier, als ihm gemeldet wurde, sein Weib sei nur noch von Genuesen umgeben, und habe den Plan, nach Genua zu entweichen.

Der Eindruck, den die Nachricht auf ihn machte, war furchtbar. Sofort wollte er sich auf ein Schiff werfen und nach Marseille eilen, aber sein Pflichtgefühl gegen das Vaterland siegte über seine persönlichen Empfindungen. Erst mußten die mit Barbarossa und dem türkischen Sultan angeknüpften Verhandlungen in betreff eines Zuges gegen Genua zu Ende geführt werden, bevor er an die eigenen Angelegenheiten denken durfte.

So sandte er denn seinen edlen Freund Fioronso nach Frankreich, um das Ungeheure zu verhindern. Als

dieser in Marseille ankam, war jedoch Vannina bereits auf einem genuesischen Kauffahrer entflohen.

In aller Eile raffte er einige Freunde und Bewaffnete zusammen, warf sich mit diesen in eine Brigantine und segelte dem Genuesen nach, den er auf der Höhe von Antibes auch in Sicht bekam.

Vannina, als sie gewiß wurde, daß sie verfolgt sei, in namenloser Angst, nicht wissend, was sie thun und wollen dürfe, flehte an Land gebracht zu werden, welchen Wunsch der Kapitän ihr auch erfüllte.

Dort nahm Fioronso die Flüchtige im Namen Frankreichs und ihres Gatten in Empfang, und brachte sie in das Haus des Bischofs von Antibes, um ihr dessen geistlichen Beistand und ein Asyl zu sichern.

Er selbst kehrte nach Marseille zurück, um Sampiero zu erwarten.

Als dieser nach einiger Zeit eintraf und die Schuld seines Weibes durch den Freund bestätigt erhielt, wallte zuerst das Korsenblut wild in ihm auf, dann aber preßte er den furchtbaren Schmerz ins innerste Herz hinab und ließ niemand mehr in seiner verschlossenen Seele lesen. Schweigend bestieg er ein Pferd und jagte auf das Schloß Zaisi, wo Vannina ihm entgegenbangte.

Unter den Fenstern ihres Schlafgemaches hielt er an, und wartete bis es Morgen wurde, dann ging er zu ihr und führte sie zurück nach Marseille in sein Haus.

Als er nun aber dort mit ihr eintrat und die leeren Räume vor sich sah, da fiel die ganze Wucht des Schimpfes, den sein Weib ihm angethan, und der Verrat, den sie am Vaterlande begangen hatte, auf sein Herz. Die korsische Bestie Vendetta regte sich in ihm, und vom Rachedämon

erfaßt, besinnungslos geworden, gab er dem geliebten Weibe mit eigener Hand den Todesstoß.

Prachtvoll, sagt der Gerichtsschreiber, ließ Sampiero die Tote in der Kirche des heiligen Francisco bestatten, und ging dann nach Paris, um unter die Augen des Hofes zu treten.

Katharina von Medici und Heinrich II. verziehen den Gattenmord, erklärten aber, daß sie in Zukunft mit Korsika nichts mehr zu thun haben wollten. Damit war Sampieros diplomatische Thätigkeit zu Ende. Er wußte jetzt, daß sein Vaterland auf fremde Unterstützung nicht zu hoffen habe, und er beschloß daher, als Mann zu handeln und nur auf seine eigene Kraft, wie die seines Volkes zu bauen.

Er schrieb deshalb an seine Freunde, daß er zurückkehren würde, um das Vaterland zu befreien, oder zu sterben.

Im Juni 1564 landete er im Golfe von Valinco mit einer Schar von 20 Korsen und 25 Franzosen.

Die Galeeren, die ihn hergeführt hatten, ließ er sogleich ins Meer versenken, und als man ihn fragte, worauf er sich denn bei einem etwaigen Ueberfalle der Genuesen stützen wolle, antwortete er: „Auf mein Schwert!“

Mit seinem kleinen Häuflein warf er sich sogleich nach der Ankunft auf das Schloß Istria, nahm es im Sturm und zog dann gegen Corte. Dort traten ihm die Genuesen entgegen, ergriffen aber vor seinem gewaltigen Schwerte alsbald die Flucht, und die befestigte Stadt öffnete ihm die Thore.

Unaufhaltsam drängte er nun mit seinen rasch anwachsenden Heerhaufen weiter.

Bei Vescovato kam es zu einer blutigen Schlacht, in der er die Landesfeinde besiegte und fast gänzlich vernichtete.

Jetzt sandte Genua Stephan Doria, seinen besten Feldherrn, mit 4000 neugekauften deutschen Truppen nach Korsika, und ein furchtbarer Krieg begann.

Stephan Doria, ein Mann von rücksichtsloser Grausamkeit, war gekommen, die Korsen zu vernichten.

„Nehmen wir uns ein Beispiel an den Athenern," sprach er vor seinem Abgange im Senat. „Als sie die Hauptstadt von Melos eingenommen hatten, ließen sie alle Einwohner über vierzehn Jahre sterben, und schickten dann eine Kolonie, um die Stadt neu zu bevölkern. Thun wir das gleiche auf Korsika!

Alles verwüstend, durchzog er die Insel, aber Sampiero zu überwinden, vermochte er nicht.

Sampiero Corso, der nicht nur ein Kriegsmann war, sondern auch einen weiten Blick besaß, berief eine Volksversammlung nach Bozio, auf welcher er durch neue Institute die allgemeine Sache befestigte, und derselben zugleich den Plan für eine republikanische Landesverfassung vorlegte, die auf den Grundsätzen aufgebaut war, welche schon um das Jahr 1000 Sampucuccio aufgestellt hatte, der erste Stern, welcher in der Reihe korsikanischer Volkshelden aufleuchtet.

Sampiero wollte sein Vaterland in Verbindung mit Frankreich frei und mächtig machen. Vermöge seiner Lage, sowie durch volle Ausnützung seiner Hilfsquellen sollte es eine Seemacht werden, wie es einst Rhodus und Tyrus waren.

Doria antwortete auf dieses Programm mit Hohn und neuer Verwüstung, bis ihn in den Pässen von

Lumanda das Schwert Sampieros traf, und ihn zwang die Insel für immer zu verlassen.

Die Republik ersetzte ihn durch Vivaldi und den ränkevollen Fornari. Aber man hatte jetzt die Hoffnung aufgegeben, den korsischen Helden mit Kriegsgewalt zu überwinden.

Gegen diesen Mann, der als Konskribierter mit einer Handvoll Leute auf die Insel gekommen war, hatten sie nach und nach ihre ganze Land- und Seemacht vergeblich aufgeboten, 15 000 Deutsche und Spanier ins Feld gestellt und dazu noch die spanische Flotte zur Hilfe gerufen. Ihre großen Generale, welche Pisa und Venedig überwunden, hatten gegen dieses arme, von aller Welt verlassene Volk, das zerlumpt, schlecht bewaffnet und hungernd aus seinen verwüsteten Dörfern ins Feld zog, nichts ausrichten können.

Also beschloß man, Sampiero zu ermorden.

Zwietracht war schon lange gesäet und die Ornani hatten eine Blutschuld an ihm zu rächen. Mit Geld wurde Vitello, Sampieros Waffenmeister, und mit dem Versprechen auf das Familienlehen die Ornani, Vanninas Vettern, gewonnen. Mit diesen Verrätern schmiedete nun der tückische Fornari den Anschlag, Sampiero in einen Hinterhalt zu locken und ihn dort meuchlings zu überfallen. Ein bestochener Mönch wurde mit der falschen Nachricht zu ihm gesandt, daß in Rocca ein Aufstand ausgebrochen sei, der sein Erscheinen nötig mache, und Sampiero säumte nicht dem Rufe zu folgen.

Als er nun beim Grauen des Morgens mit seiner kleinen Schar ahnungslos durch den Paß von Cauro zog, sah er sich plötzlich von allen Seiten angegriffen, und die Berge ringsum schwarz von Bewaffneten.

Da erkannte er, daß seine letzte Stunde gekommen sei.

Sogleich befahl er seinem Sohne Alfonso, der in seiner Begleitung war, zu fliehen und sich dem Vaterlande zu erhalten. Dann ging er selbst mit großer Seele den letzten Waffengang.

Seine Getreuen waren bereits alle gefallen und nur er allein stand blutüberströmt, noch aufrecht, das Schwert in der Rechten, dem sich keiner zu nahen wagte.

Da schoß ihm Vitello von hinten eine Kugel durch den Rücken, die ihn niederwarf, und jetzt stürzten sich die Ornani zerfleischend über ihn und schnitten ihm den Kopf ab, den sie gegen ihren Judaslohn dem Gouverneur Fornari überbrachten.

Genua hatte gesiegt. Der große Held und Vater der Korsen war tot, aber ihr Freiheitsdurst blieb und ihre Rache, von der sie weiterlebten!

Die Heerstraße nach dem romantischen und weinumkränzten Cauro führt an grotesken Felspartien vorbei, mitten durch diese Mordschlucht.

Sie bildet einen engen Paß, umgeben von schroffem Gestein, Eichen und wildem Gestrüpp. Zur Seite stürzt sich ein brausendes Wasser in die Tiefe, und auf einem Felsengrate ragen die Trümmer der Burg Giglio, in welcher Sampiero vor seinem Tode übernachtete. Nordwärts davon liegt seine Heimat, der Kanton Bastellicca, ein wasserdurchrauschtes wildes Gebirgsland, aufgebaut von Urgranit, wie seine Männer.

Von Cauro weiter führt der Weg durch mächtige Waldungen, aus denen nur dann und wann eine schneegekrönte Berggestalt aufragt, zum Thale des Prunelli hinab, in dessen Hintergrund das Dorf Bastellicca ausgebreitet liegt.

Von dort schlängelt sich die Straße an den Bergwänden entlang zum Golf von Ajaccio hinab, der in neckischem Spiel bald dem Blicke erscheint, bald ihm entschwindet.

Am Ausflusse des Prunelli wird der Turm von Capitello sichtbar, verschwindet aber auch bald wieder, bis man das Anschwemmungsgebiet des Gravoneflusses erreicht, wo man ihn stets vor Augen behält. Den Fluß überschreitend, gelangten wir dann, am Golfe entlang fahrend, durch die goldene Au bald wieder nach Ajaccio.

Es war gegen Abend, als wir vor dem „Hotel Continental" eintrafen, wo mir der Oberkellner sogleich einen Brief von Mister Pfuller einhändigte, der mir meldete, daß die Freunde wohlbehalten auf Sardinien angekommen seien, und sich dort so wohl fühlten, daß sie voraussichtlich eine Woche länger bleiben würden.

Das letztere war mir nun nicht erfreulich, denn so lange allein in Ajaccio zu bleiben, bot mir wenig Reiz.

Aber konnte ich denn unterdessen nicht Bastia und das Cap Corso besuchen? schoß es mir durch den Sinn, und sogleich holte ich das Kursbuch herbei, um mir einen Plan für diesen Ausflug zu entwerfen.

Um 8 Uhr ging ein Zug nach Bastia ab, mit dem ich in ein paar Stunden dort sein konnte. Also entschloß ich mich kurz, denselben zu benutzen.

Nachdem ich daher mit meinem braven Antonio das Abschiedsmahl gehalten, und ihm kleine Geschenke für zu Hause mitgegeben hatte, machte ich mir mit seiner Hilfe ein bequemes Lager im Eisenbahncoupé zurecht und gleich danach riß uns das Dampfroß auseinander.



XVI.

Bastia.

Das Quartier, welches ich in dem mir empfohlenen „Hotel de France“ zu Bastia fand, war nicht viel besser, als dasjenige von Sartene.

Dagegen war das Hotel-Restaurant durch französische Civilisation merkbar beeinflußt. Der gute Eindruck, den es auf mich machte, wurde durch das Déjeuner, welches mir geliefert wurde, auch nicht zerstört, und ich mußte mich deshalb umsomehr über den auffallenden Zwiespalt wundern, welcher zwischen Wohnung und Verpflegung in dieser Locanda bestand. Aber er wurde mir erklärlich, als ich bemerkte, daß das Restaurant ein Hauptquartier des Offizierkorps war, das aus recht anspruchsvollen Herren bestand. Ich hörte, wie sie sich über die Qualität des Weines bitter beklagten, obgleich derselbe als recht gut bezeichnet werden konnte.

Der Wirt beteuerte dabei mit großem Eifer seine Unschuld und erklärte, daß, wenn der Wein zu tadeln sei, nur die verfluchten Deutschen daran Schuld sein könnten, denn seitdem diese Giftmischer ihren Spiritus auf die Insel brächten, könne man die guten Weine von früher gar nicht mehr bekommen.

„Der Teufel soll die Hallunken alle miteinander holen!“ fügte er dann mit einem wohlmeinenden Seitenblick auf mich hinzu, und machte dabei so auffallende Hand-

bewegungen, daß ich befürchten mußte, er wolle mir an die Kehle.

Doch ich gab mir den Anschein, als ob ich seine Absichten gar nicht bemerkte und knüpfte mit dem Kellner ein Gespräch an, das mir denselben bald geneigt machte, um so schneller, da er das nötige Verständnis für Trinkgeld hatte. Als ich ihm einen Francen mit der Bitte einhändigte, mir einen Führer zu besorgen, wurde ich sofort bedient, und schon nach wenig Minuten stellte sich ein Halbblutneger, der jedoch mit Europens übertünchter Höflichkeit sehr wohl vertraut war, zu meiner Verfügung.

Ich bot dem Cicerone ein Glas Wein an, das er dankbar annahm und mit Kennerzunge prüfte, denn wie er mir sogleich erzählte, war er eigentlich Weinkommissionär, und Fremdenführer nur so nebenbei.

Unter seiner Leitung trat ich alsbald die Wanderung durch die Stadt an.

Er führte mich durch düstere Gassen mit alten, hohen Häusern, deren Balkone mit Wäsche behängt waren, auf den Marktplatz.

Trotz der schon vorgerückten Tageszeit war derselbe noch recht belebt und zeigte ein interessantes Volksbild, das sich von demjenigen jenseits der Berge sehr erheblich unterschied, und den Einfluß des nahen Festlandes deutlich erkennen ließ.

Die Männer in dunklen Wolljacken mit braunen oder roten phrygischen Mützen auf dem Kopfe, machten einen ganz zivilisierten Eindruck, und die Frauen und Mädchen mit ihren hellfarbigen Mantillen, die sie malerisch um das Haupt geschlungen hatten, sahen zum Teil recht appetitlich aus.

Erstaunt war ich über die Reichhaltigkeit der angebotenen Produkte.

Da lagen Gemüse aller Art, Orangen und Limonen, Kartoffeln und Blumen und sogar schon frische Kirschen in großer Menge, besonders aber Fische, Krebse und anderes Seegetier. Am meisten staunte ich über die prächtigen Moränen, welche zum Verkaufe auslagen, die bei Korsika in den schönsten Exemplaren gefangen werden.

Diesen köstlichsten aller Fische haben schon die römischen Großen von hier bezogen und häufig mit korsischen Sklaven füttern lassen, wenn ihnen dieselben ihres Trotzes wegen zu anderem nicht tauglich schienen.

Vom Markte kamen wir zum Boulevard Paoli, der mit vielen modernen Bauten besetzt ist und lebhaft an die Strada Balbi in Genua erinnert.

In dieser schönsten Straße Bastias befinden sich auch die einzigen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der Justizpalast, ein imposanter Renaissancebau aus korsischem Marmor mit einer schönen Säulenhalle, und ein Standbild Napoleons I., welches den Kaiser als römischen Triumphator auf einem Schlachtwagen darstellt.

Dieses Standbild war ursprünglich für Paris bestimmt, wurde aber erst nach dem Sturze Napoleons fertig und lag dann lange Zeit unbegehrt in Florenz, bis die treuen Bastianer, welche ihren großen Landsmann auch nach seinem Falle noch hochhielten, es für einen billigen Preis erwarben.

Von hier gelangt man in wenig Schritten an den im Neubau begriffenen Hafen.

Diesem gegenüber liegt der gigantische Löwenfelsen, von einem alten Genuesenfort bekrönt, und über dem

Hafen steigt die Stadt terrassenartig auf, überragt von grünen Bergen, die mit Ruinen bedeckt sind.

Die großartige Neuanlage des Hafens imponierte mir so, daß ich meiner Bewunderung Ausdruck geben mußte, worauf mein handelsbeflissener Mohr erwiderte: „Es ist auch an der Zeit, daß etwas für Korsika geschieht, und Handel und Industrie gehoben werden, und daß Frankreich nicht nur daran denkt, wie es uns mit seinen Zöllen ausbeutet.“

„Sind denn die Zölle so erdrückend?“ fragte ich. „Korsika ist doch eine französische Provinz.“

„Freilich“, erwiderte er ganz heftig, „wir werden zu Frankreich gezählt, aber schlimmer wie das Ausland behandelt. Unsere Produkte können nur mit schweren Eingangszöllen nach Frankreich gelangen, weshalb uns Hände und Füße gebunden sind.“

„Korsika hat die schönsten Marmorlager der Welt“, fuhr er dann fort, „es könnte für mehr als 150 Millionen Wein, Oel, Holz, Orangen u. s. w. ausführen, wenn wir die nötige Unterstützung fänden, aber zur Hebung des Landes geschieht fast gar nichts, und wir wären viel besser daran, wenn wir zu Italien gehörten.“

„Also wieder eine Stimme aus dem Volke, die nicht französisch klingt“, dachte ich bei mir, und überlegte, was ich wohl jetzt unternehmen solle.

Auf die Besichtigung der engen schmutzigen Hafenquartiere verzichtete ich, denn ich hatte solche schon oft genug anderwärts gesehen, und es verlangte mich ins Freie zu kommen.

Ein Rosselenker, der zufällig vorüberfuhr und mir seine Dienste anbot, kam mir daher sehr gelegen.

So stieg ich denn mit meinem Mohren in seine Carozza ein und ließ mich nach der Höhe von Fioronzo fahren, die mir mein Reisebuch als ganz besonders lohnend anempfohlen hatte.

Dieser Höhenzug bildet die westliche Gebirgsumwallung von Bastia und ist leicht zu erreichen. Zwischen Feigengebüsch und weinumrankten Citronen- und Orangenbäumen führt eine breite, gutgehaltene Chaussee hinauf.

Die Ausblicke, welche man von dieser Straße genießt, sind ganz entzückend, ist man aber erst oben, dann hat man ein so großartiges Bild vor sich, wie es schöner kaum zu denken ist.

Zur Linken das wie eine Dolchklinge ins Meer schneidende Cap Corso, mit seinen lang gezogenen Berghängen, an denen oben über den Kastanienwäldern die weißen Dörfer wie Schwalbennester hängen. Zur Rechten die im ganzen Reichtum des Südens prangende Goloebene, aus der die blauen Augen der schilfbewimperten Strandseen heraufschauen.

Dahinter das wolkenumflatterte Hochgebirge und zu Füßen die hellglänzende Stadt, und das weite, blinkende Meer, auf dem die Inseln Capraia, Monte Christo und Elba träumerisch schwimmen.

Es war so still und feierlich ringsum in dieser paradiesischen Wildnis, die Luft so balsamisch warm, so seelenerquickend. Die Sonne ging eben unter und warf rosaschimmernden Abendglanz über Land und Meer. In der Ferne zog ein weißes Segel und aus dem Thale klang das Angeloläuten.

Ich setzte mich seitwärts auf einen Stein und blieb

dort lange versunken in die große Natur, bis ich von Hirten, die heimzogen, aufgeweckt wurde. Schwarzbraune Kerle waren es, ähnlich meinem Begleiter. Alle hatten die Sonnenschirme aufgespannt und saßen meistens zu zweit auf kleinen Pferdchen, mit denen sie ihre Ziegenherden umritten. Auch Frauen kamen so an, im gleichen Sitz wie die Männer.

Als wir zurückfuhren, sah ich auf der Straße viele kräftige Bursche, die mit Schaufeln und Hacken aus den Gärten kamen, und in ihrem Aeußern auffallend verschieden von den anderen waren.

Ich fragte deshalb meinen Mohren um Erklärung.

„Es sind Lucchesi aus der Lombardei", antwortete er verächtlich, denn der faule Korse sieht mit Geringschätzung auf diese fleißigen Italiener herab, die jedes Jahr zu Tausenden vom Festlande kommen, um gegen Lohn die Feldarbeiten auf der Insel zu verrichten, für die der Korse sich zu gut dünkt.

Auch unser Kutscher war ein solcher Lucchesi, wie er mir erzählte, der schon seit Jahren aus seiner Heimat bei Livorno herüberkam, um sich das Brot für Frau und Kinder in Bastia zu verdienen.

Ich wurde ihm deshalb sehr zugeneigt, und meine Sympathie für ihn wurde noch stärker, als ich erfuhr, daß er Antonio hieß, wie mein getreuer Bonifacier. Ich schloß deshalb sogleich einen Vertrag zum nächsten Tage für eine Rundfahrt über das Cap Corso mit ihm ab, wofür er mir mit munteren Liedern dankte, die er während der Heimfahrt sang.



XVII.

Cap Corso.

Der Tag graute erst, als ich unter meinem Fenster schon Antonios Stimme und das Schellengeläute seiner Pferde hörte. Also stand ich rasch auf und kleidete mich an.

„Evviva Signore, sera buono tempo!“ rief er mir entgegen, als ich herunterkam und ihm mein Fourage-körbchen übergab, das ich vorsorglich schon am Abend vorher hatte füllen lassen.

Er schmunzelte vergnügt, als er den reichen Inhalt überblickte, meinte aber, den Wein könnten wir zu Hause lassen, weil wir den am Cap frisch von der Quelle und besser als in der ganzen Welt bekämen.

So folgte ich denn seinem Rate und machte im Laufe des Tages auch die Erfahrung, daß er mir nicht zu viel versprochen hatte.

Das Cap Corso ist etwa 7 bis 8 Stunden lang und 3 Stunden breit. Eine vortreffliche Straße, die immer an der Meeresküste hinzieht, umschlingt die ganze Landzunge und führt durch ein Naturjuwel, wie es sich reizvoller wohl in der Welt nicht findet.

Majestätisch erhebt sich aus ihrer Mitte die Serra, ein mächtiges Gebirge, das seine Häupter Monte Stello und Alticcione fast 2000 Meter in die Wolken streckt, — und von diesen Bergen senken sich liebliche Thäler zu den Küsten hinab. —

Still und abgeschlossen wie ein Eden liegen diese Paese mit ihren Dörfern und Klöstern aus braunem Granit.

Am Ausgange zum Meere steht gewöhnlich bei einsamen Fischerhäusern ein schwarzgrauer Turm aus der Pisaner oder Genuesenzeit, der einstens dazu diente, die Korsaren abzuwehren.

Es war Sonntag und die Kirchenglocken klangen in den Thälern.

Die Wege waren deshalb mit flotten Burschen und schlanken hübschen Mädchen sehr belebt, die in ihrem Feiertagsstaat leichtfüßig daher kamen und mir lachend ihr „Evviva Signore!“ zuriefen.

Wir kamen nach Brando, einer kleinen Villenstadt, wo mir eine interessante Stalactitenhöhle gezeigt wurde, die mich lebhaft an Bonifacio erinnerte.

Dann fuhren wir weiter in das Thal von Luri.

Dieses Thal ist wundersam, erfüllt von einem Reichtum, der nicht zu schildern ist. Paradiesische Gärten, gedrängt voll mit dem Segen des Südens. Die zahlreichen Dörfer und Klöster von blühenden Mandelbäumen umringt, deren balsamischer Duft weithin die Luft erfüllt. Und hoch oben am Berghange Kastanien- und Nußwald. Ein reiches Bergwasser durchfließt das Thal, und eine gutgebaute Straße führt hinein.

Wir fuhren hinauf bis zur Serra, an einen prächtigen Punkt, wo zwischen den Bergen die beiden Meere sichtbar wurden.

Dort lagerten wir uns im Grünen und hielten unseren ersten Imbiß, der uns mit dem köstlichen Weißwein, den Antonio in Brando eingehandelt hatte, ganz vortrefflich mundete.

Vor uns auf steilem Felsen ragte ein dunkles Gemäuer, der Turm von Seneca genannt.

Nach der Volkssage soll dort der römische Philosoph die acht Jahre seiner Verbannung verlebt haben, welche ihm die Laune seines Schülers Nero auferlegt hatte. Aber die Geschichtsschreiber bestreiten das, und vermuten dagegen, daß er in einer der römischen Kolonien Aleria oder Marianna gewohnt habe, was allerdings auch wahrscheinlicher ist, denn der an Ueppigkeit gewöhnte Römer, den eine Messalina unzüchtiger Ausschweifung anklagen konnte, würde solch öde Einsamkeit wohl kaum ertragen haben.

Schriftliche Aufzeichnungen sind von ihm selbst darüber nicht vorhanden, nur ein Epigramm hat er hinterlassen, das den Korsen nicht gerade schmeichelt; es lautet: „Rache heißt ihr erstes Gesetz, zu rauben aber das zweite, Lüge folget sodann, Leugnen der Götter zuletzt.“

Ich dachte über diesen harten Ausspruch nach, der mir sehr ungerecht erschien.

„Gemein und häßlich“ nennt der Italiener noch heute die wilde Blume, für die er keinen Sinn hat; ebenso scheint mir, war es auch bei Seneca, dem als überfeinertem Römer wohl das Verständnis für dieses Naturvolk abging.

Zwei Reiter jagten soeben in wilder Karrière über die Straße, dem nächstgelegenen Paese zu, wo jetzt auch Flintenschüsse knallten. Was mochte da vorgehen? Wurde vielleicht eine Vendetta ausgetragen, und die gegnerischen Parteien lieferten sich eine Schlacht? Das mußte ich jedenfalls ansehen. Also packten wir rasch ein und folgten den Reitern nach.

Doch es war kein kriegerischer Waffengang, der uns erwartete, sondern ein Freudenfest, das in dem Dorfe gefeiert wurde.

Wie Antonio bald ermittelt hatte, hielt die schöne Tochter eines wohlhabenden Besitzers heute Hochzeit.

Am Eingange in das Dorf war zur Feier ein grüner, bunt geschmückter Triumphbogen gespannt und die ganze Gemeinde hatte sich dort unter den Nußbäumen versammelt, um die Ehrenschüsse abzufeuern, und der Braut das Geleite zu geben. Bei unserem Näherkommen verstummte das Schießen und neugierig umringten alle den Wagen.

„Was fangen wir an, wo werden wir unterkommen?“ fragte ich bedenklich meinen Kutscher. Denn Gasthäuser giebt es in diesen Paesen nicht, eine Empfehlung besaß ich auch nicht, und beim Pfarrhause anzuklopfen, wie ich es sonst in ähnlichen Fällen gethan, durfte ich heute, wo ich vermuten mußte, daß der geistliche Herr schon ohnehin so sehr in Anspruch genommen war, kaum wagen, und doch wollte ich jedenfalls dieser korsischen Hochzeit beiwohnen.

Aber Antonio war deshalb nicht in Verlegenheit. Er hatte sich unterdessen in korsischem Patois mit den Leuten verständigt, und war vollkommen orientiert.

„Laßt mich nur machen, Herr“ — versetzte er mit Zuversicht und fuhr ins Dorf.

Vor einem großen, offenstehenden Thore, durch welches man auf ein Gehöfte blickte, das in einem Garten lag, hielt er an.

„Hier wird es gut sein“, — bemerkte er, während er abstieg, um uns anzumelden, und zeigte dabei auf

die Seltenheit eines blankgeputzten Messingklopfers, der am Thore hing.

Sein Scharfblick hatte ihn auch nicht getäuscht.

Bald kam er in Begleitung des Besitzers, eines untersetzten, kräftig gebauten Mannes von etwa 50 Jahren zurück.

„Seid mir als Gast willkommen, Signore“, — sprach dieser mit offener Herzlichkeit und reichte mir die Hand.

Ich dankte ihm ebenso, konnte aber doch nicht unterlassen, meine Bedenken auszusprechen, daß ich vielleicht recht störend komme.

„Im Gegenteil“, war seine Antwort, „am Hochzeitstage meiner Tochter seid Ihr mir doppelt willkommen, denn Ihr bringt Glück ins Haus.“ Dann führte er mich hinein zur Braut.

Die niedere, aber große Stube, in welche wir eintraten, war mit roten Blütenzweigen ausgesteckt. Ein Tisch mit Wein, Kastanienbrot und Früchten stand in der Mitte, und zur Seite auf einer Holzbank saß die geschmückte Braut, ein echtes Kind des Südens, mit Augen wie zwei schwarze Kirschen und dem Anfluge eines schwarzen Bärtchens auf der Lippe.

Die Mutter und die Basen mit großen Ringen in den Ohren standen hinter ihr und vor ihr die zwei wilden Reiter, die ich sofort wieder erkannte. Sie hatten die Schlüssel des Bräutigams überbracht nnd der schnellste von ihnen war von der Braut durch eine Blume aus ihrem Miederstrauße belohnt worden.

Nun begann wieder das Knallen vor dem Thore, und ein festlich geschmückter Bursche kam herein, zu mahnen, daß der Bräutigam nicht länger warten könne.

So nahm denn Lucia Abschied von den Ihren. Ein heißes Küssen, glühendes Umarmen, dann führten die drei Bursche sie vors Haus, wo ein geputztes Pferdchen stand, auf welches sie die Braut mit leichtem Schwunge hoben.

Nun sprangen die drei Reiter selbst in die hochgebauten Sättel. Einer von ihnen, mit buntgeschmücktem Spinnrocken, auf dem ein Fazzoletto als Fahne flatterte, zog voran, sechs andere schlossen sich der Braut zur Seite, und nun ging's unter Jubel fort nach dem zunächst gelegenen Paese.

Der findige Antonio hatte unterdessen auch die Carozza mit Blütenzweigen festlich aufgeputzt und wollte mich hinüberfahren. Allein ich folgte meinem Gastfreunde zu Fuß.

Das Ziel war bald erreicht und nun entleerten sich aufs neue hundert Läufe, und unter lautem Jubel zogen wir durch aufgebaute Laubgewinde in das Dorf.

Dort standen die Frauen und Mädchen auf den Balkonen und streuten Blumen, Weizen und trockene Feigen auf den Zug, und alles schwamm in Lust und Freude.

Vor dem Hause des künftigen Gatten wurde angehalten. Hier wartete der Bräutigam mit einem Oelzweig in der Hand, den er mit schöngefaßten Liebesworten seiner Erwählten überreichte. Dann kam der Schwiegervater aus dem Hause, ein ernster Greis mit langem, weißem Barte, und fragte die Brautburschen:

„Wer seid Ihr, bewaffnete Männer? Kommt Ihr als Freunde oder Feinde? Ist die schöne Jungfrau

in Euerer Mitte eine Donna gentile, oder habt Ihr sie geraubt?"

„Wir kommen als Gastfreunde", — gab der Wortführer zurück. „Wir suchten Blumen im Thale von Luri, und haben die schönste gefunden, die wir Eurem Sohne als Pfand erneuerter Freundschaft bringen."

„Dann seid mir willkommen als Gastfreunde, kommt in mein Haus und labet Euch", — antwortete darauf der Alte und hob das Mädchen vom Pferde, umarmte und küßte sie und führte sie dann dem Bräutigam zu.

Nun ging es auf dem mit Myrten bestreuten Wege zur Kirche, wo das Paar beim Glanze der Lichter feierlich eingesegnet, und dann von der jauchzenden Schar ins Haus des jungen Gatten zurückbegleitet wurde, der nach korsischer Sitte das Hochzeitsmahl ausrichtet.

Dort hatte man unterdessen zwei grünumwundene Sessel aufgestellt, auf denen sich das junge Paar jetzt niederließ, um nach dem alten Brauche eingeweiht zu werden.

Eine junge Frau trat vor sie hin, und legte mit scherzhafter Rede, deren Sinn, obgleich sie korsisch sprach, ich dennoch wohl verstand, ein ausgeputztes Wickelkind der Neuvermählten in die Arme.

Die junge Frau wurde darüber nicht verlegen, sondern herzte und küßte das Kindchen, setzte ihm ein phrynisches Mützchen auf und machte es dann dem Gatten zum Geschenk. Und jetzt umarmten sich alle und gaben nach der Regel dem jungen Paare den Ehesegen.

„Gott gebe Euch gutes Glück, drei Söhne und eine Tochter!"

Dann ging es unter den Klängen der Cythera und Mandoline zum Schmause.

Das Beste, was man hatte, wurde dabei aufgetischt, und dem Gebotenen tüchtig zugesprochen.

Lange saß ich so mit den Alten beim Wein, während das junge Volk nach dem Dudelsack und beim Klange der Saiten unter dem Nußbaum sich drehte.

Alle waren voll herzlichster Freundschaft und behandelten mich wie einen alten, lieben Bekannten. Nur zum Schlußakte des Festes, wo ein Vetter der jungen Frau ins Brautgemach vorging, um seinem Bäschen die Schuhbänder zu lösen, wurde ich nicht zugezogen, und kann deshalb darüber Genaues nicht berichten.

Ursprünglich war es meine Absicht, den Abend wieder in Bastia zu sein, aber im Kreise der fröhlichen Menschen und bei dem vortrefflichen Wein, der geschenkt wurde, vergaß ich die Rückfahrt.

So blieb ich denn über Nacht bei meinem Gastfreunde, der am nächsten Morgen mit mir zur Westküste hinabstieg und mich bis nach Bastia begleitete.

Da redeten wir denn auf der Fahrt über vieles zusammen, und er vertraute mir sein Herz und sprach mir seine Hoffnung aus, daß Korsika noch einmal frei und unabhängig werde.

„Denn", — meinte er, „mit Frankreich hängen wir ja doch nur durch die Bonaparte zusammen, und diese haben ihre Rolle ausgespielt."

Als ich ihm darauf erwiderte, daß es mir ganz unmöglich scheine, daß Korsika von Frankreich wieder losgerissen werden könne, antwortete er mit Rousseaus Prophezeiung, die jeder Korse auf der Lippe hat und welche lautet:

„In Europa ist noch ein Land der Gesetzgebung

fähig, das ist Korsika. Die Kraft und die Ausdauer, mit welcher dieses tapfere Volk seine Freiheit zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat, verdiente wohl, daß irgend ein weiser Mann es lehrte, sie zu bewahren. Ich habe eine ganz gewisse Ahnung, daß diese kleine Insel eines Tages Europa in Erstaunen setzen wird."



XVIII.

Von Bastia nach Corte.

Umgekehrt hatte ich diese Fahrt schon gemacht, aber mit der Eisenbahn und meist zur Nachtzeit. Deshalb war ich entschlossen, für den Rückweg die Poststraße zu wählen, welche die ganze Insel durchquert, und an den interessantesten Punkten des Landes vorbeiführt.

Aus der geschäftigen Seestadt und den üppigen Fluren einer südlichen Zone, führt sie durch wildromantische Thäler zu dem gigantischen Hochgebirge der Serra hinauf und steigt dann, nachdem sie die kühne Paßhöhe erklommen, aus den Urwäldern der Berge wieder zum Golf von Ajaccio hinab.

Die korsikanische Eilpost, Berlina genannt, durchläuft den 150 Kilometer langen Weg in 15 Stunden, so daß man in einem Tage in drei verschiedene Klimate gelangt. — Aber das reizte mich nicht, ich wollte Land und Leute kennen lernen, was mir bei solcher Schnelligkeit kaum möglich schien.

Allein im Wagen zu fahren, sagte mir auch nicht zu, und ich nahm daher bis Corte ein Billet der Concurenza-Diligence, welche mir mein Gastfreund aus Luri als am geeignetsten für meinen Zweck empfohlen hatte.

Die Gesellschaft, die ich bei meiner Ankunft im Posthofe vorfand, war recht gemischt, und machte ganz den Eindruck einer Räuberbande.

Indessen, das erschreckte mich nicht, ich war an solchen Anblick schon gewöhnt, auch das verdächtige Gezischel, das bei meiner Ankunft entstand, ließ mich ganz kalt. Unbeirrt kletterte ich auf meinen Sitz zum Kutscher, dessen Geneigtheit ich mir durch ein paar Cigaretten alsbald erwarb, und sah vertrauensvoll dem Schicksale entgegen.

Der mit fünf Pferden bespannte Wagen war bis zur letzten Ecke vollgepfropft, als wir gegen 6 Uhr morgens auf der Höhe von Bastia, durch das alte Genuesenkastel fuhren, und der im Blütenschmuck prangenden Goloebene zurollten.

Diese Ebene ist das fruchtbarste Gebiet der Insel, aber das Gespenst „Fieber“ geht darin um, und die Bewohner haben sich deshalb hoch droben auf dem Bergwall angebaut, wo ihre Dörfer wie die Adlerhorste hängen.

Der Weg war anfangs recht belebt, besonders von Frauen, die mit Körben und antik geformten Krügen auf dem Kopfe nach der Stadt gingen, und durch ihre malerischen Trachten das Straßenbild belebten.

Aber bald wurde es stiller, und auch der Landschafts-Charakter änderte sich vollständig.

Die hohen Bergwände, welche den reißenden Golofluß eindämmen, stiegen vor uns auf, und wir traten in das Reich der Macchia ein, das uns mit berauschendem Blütenduft empfing.

Dieser blühende, träumerische Buschwald übt einen

Zauber aus, der sich mit Worten nicht beschreiben läßt. Das Summen der Bienen ist der einzige Laut, der darin hörbar wird, sonst wundersame Stille weit und breit.

Durch das ganze Land ziehen sich diese, mit Macchia bedeckten Vorgebirge hin, — geheimnisvoll schweigend.

Nur zuweilen erscheint darin ein einsames Posthaus, bei dem die Pferde umgewechselt werden, — sonst begegnet man keinem lebenden Wesen.

Gegen 11 Uhr kamen wir nach Ponte-novo, wo 1769 die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, welche die Selbständigkeit der Korsen für immer vernichtete.

„Ecco Signore", — wandte sich da ein wildaussehender Mensch an mich, der seit Bastia hinter mir auf der Gepäckdecke gelegen und wiederholt versucht hatte, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, worauf ich aber nicht eingegangen war, weil mir der Kerl in seinem zerrissenen Manchester-Anzug doch etwas zu verdächtig vorkam.

„Ecco Signore", — wiederholte er, und rückte mir seinen schwarz behaarten Bronzekopf dicht unter die Nase. „Hier ist uns unsere Freiheit geraubt worden."

Ich nickte nur.

„Wissen Sie denn, was hier geschehen ist?"

Ich nickte wieder.

„Also kommen Sie von Paris?"

„Warum muß ich denn deshalb von Paris kommen?" fragte ich, verwundert über diese Schlußfolgerung.

„Nun ich dachte, weil Sie kein Korse sind und doch von jener Schlacht wissen."

„Dazu braucht man wohl kein Pariser zu sein!" erwiderte ich. „Auch in anderen Ländern weiß man davon."

Das war ihm außerordentlich interessant zu hören, und er bestürmte mich nunmehr mit Fragen, was man in den Ländern um Paris herum, wohl über Korsika denke, und ob ich selbst der Meinung sei, daß sein Vaterland noch einmal seine Selbständigkeit zurückerhalten werde?

„Gewiß, ich bin davon fest überzeugt,“ — gab ich zur Antwort, um ihn los zu werden, und stieg ab, denn ich war nicht in der Stimmung, die Unterhaltung mit ihm fortzusetzen. Aber so kurz dieselbe auch war, hatte sie mich doch abermals belehrt, daß die eigentliche Volksstimmung auf Korsika durchaus nicht französisch gesinnt ist.

Der Aufenthalt in Ponte-novo dauerte recht lange, und ich war froh, als sich der Wagen endlich wieder in Bewegung setzte, und mich der Neugierde der versammelten Dorfschaft entzog.

Jetzt ging es über zahllose Serpentinen an schauerlichen Schluchten und wilden Thalmulden vorbei, den Col San Quilico hinauf, von dessen Joch aus sich der Blick über ein großes Gebiet der Insel eröffnet.

Als starres Knochengerippe, wie eine Mondlandschaft lag sie zu Füßen, und ließ nicht ahnen, wie viel Paradiese sie im Innern birgt.

Hier ist das Herz des Landes, das ein grauenhaft zerrissenes Gebirge darstellt.

Die Luft ist rauh und schneidend. Drohende Felszacken und wüstes Gestein, wohin man blickt, — die Berghänge schneebelastet, die Thäler mit Wolken gefüllt, aus denen sich Wildbäche stürzen, — das ist sein Pulsschlag!

In steilem Zickzack senkt sich nun die Straße wieder. Der Riese Rotondo steigt auf und rückt immer näher, und beim Neigen der Sonne erschien endlich Corte, mit seiner drohenden Burg, umklammert von weißen Häusern, wie eine Perlenschnur in eine Wildnis geworfen.



XIX.

Corte.

Das „Hotel Paoli“ am Corso Paoli nahm mich auf, und mein erster Blick, als ich eintrat, fiel auf ein Bild von Paoli, das an der Wand hing.

So wie in Ajaccio alles an Napoleon erinnert, so ruft hier alles „Paoli“, und wenn man mit den Leuten spricht, dann ist ihr drittes Wort „Pasquale Paoli“.

Ich hatte manchmal den Eindruck, als ob für die Cortener mit diesem Namen die Weltgeschichte abgeschlossen sei.

Im übrigen jedoch allen Respekt vor ihnen. Sie sind ein gewaltig Geschlecht, das zahllose Helden gezeugt hat, und das mit vollem Recht auf seinen großen Gesetzgeber und edlen Patrioten Pasquale Paoli stolz ist, um so mehr, als die Stadt während Paolis Regierung ihre glänzendsten Zeiten erlebt hat.

Das Zimmer, welches ich bei meiner Ankunft im Hotel bekam, war im Vergleich zu allen anderen, die ich bis dahin auf Korsika gesehen hatte, so reinlich, daß ich erstaunen mußte, und meine Verwunderung darüber auch dem Patrone aussprach.

„Pardon, Monsieur,“ — entschuldigte er sich, „es ist die Stanza unseres Herrn Präfekten, die wir besonders pflegen.“

Ich gab ihm die Versicherung, daß er sich über

dessen Sauberkeit durchaus nicht zu entschuldigen brauche, und war dem Herrn Präfekten herzlich dankbar für den Einfluß, den er hier ausgeübt hatte.

Ich trat auf den Balkon hinaus und schaute in die Welt, die mich umgab.

Ein grüner Thalkessel mit dunkler Bergumwallung, die wie von Bronze aufgebaut erschien. Im Norden schäumende Wasser, die aus dem Felsenpanzer brechen, der Tavignano und die Restonica, welche, von Brücken überspannt, in stürmischer Umarmung sich bei der Stadt vereinen. Nach hinten ein schroffes Felsenriff, das auf seiner Spitze die alte Burg trägt, zu der die Stadt terrassenartig aufstrebt, — und zu meinen Füßen herumschlendernde Männer mit braunen Gesichtern.

Schräg gegenüber dem Hotel mußte etwas Besonderes vorgehen. Dort hatte sich ein Haufen Menschen angesammelt, der einen Kreis verschleierter Frauen umschloß, die brennende Kerzen trugen.

Es interessierte mich, zu wissen, was das zu bedeuten habe, und ohne mir daher die Zeit zu nehmen, mich umzukleiden, was ich recht nötig gehabt hätte, ging ich zu dem Patrone hinab, um mich bei ihm zu befragen.

„Es wird die Totenfeier für einen jungen Burschen abgehalten, der in den Bergen verunglückt ist,“ — erklärte er mir, und reizte damit mein Interesse auf das höchste, denn ich hatte schon lange nach einer Gelegenheit gesucht, einer Totenklage beizuwohnen.

„Könnten Sie mich dazu einführen?“ fragte ich ihn.

„Gewiß, recht gern“ war seine Antwort, und sogleich ging er mit mir hinüber.

Die Frauen waren unterdessen in das Haus getreten

und nur noch Unbeteiligte standen umher, die sich über den Vorfall lebhaft unterhielten.

Der Patrone bewegte den Thürklopfer, worauf geöffnet wurde, und wir traten ein.

Ein düsterer Korridor, an dem zu beiden Seiten Betende knieten, führte in ein hinteres Gemach, das durch ein flackerndes Feuer und brennende Kerzen erhellt war.

Auf der Tola, — einem Tische, an der Wand, — lag der Verunglückte im weißen Gewande, das Haupt auf einem Kissen und mit der phrygischen Mütze bedeckt.

Im Kreise knieten schwarz verschleierte Frauen in stiller Andacht.

Jetzt richtete sich eine von ihnen mit lautem Klagen auf und ihrem Beispiele folgten auch die anderen.

Zuerst schlossen sie zusammen einen Kreis und schritten in unheimlichem Rundgange um den Toten mit wachsender Bewegung, den Ring bald öffnend, bald ihn wieder schließend. Das Klagen wurde lauter und immer lauter, die Zeichen ihres Jammers immer wilder, und in wahnsinniger Extase warfen sie sich über die Leiche.

Dann verstummte mit einem Male das Klagen, die Frauen knieten nieder und kauerten wie die Sybillen um die Bahre.

Lautlose Stille herrschte für einige Zeit.

Dann erhob sich plötzlich eine jugendliche Gestalt, warf den Schleier zurück und sprach mit flammenden Augen Verse in korsischer Sprache, die mich, obgleich ich von dem Inhalte nicht viel verstand, doch durch die Glut, mit der sie vorgetragen wurden, ganz hinrissen und im Innersten ergriffen.

Als sie geendet hatte, stimmten die Frauen wieder

ihre Klage an und der Ausdruck ihres Schmerzes steigerte sich zum Wahnsinn.

Dann wurde es wieder stille, — die Lichter verlöschten bis auf eines vor dem Kruzifix. Der Tote wurde in den Sarg gebettet.

Tief erschüttert verließ ich mit dem Patrone das Haus.

Fürwahr, die Leidenschaft dieser korsischen Totenklage, in der zugleich die Volkspoesie ausklingt, hat etwas schauerlich Packendes, und wie furchtbar muß sie erst sein, wenn auch noch die Rache hinzutritt an der Leiche eines Erschlagenen.

Gregorovius hat eine Anzahl dieser Totengesänge ins Deutsche übersetzt, die man nicht liest, ohne ergriffen zu werden.

Er selbst sagt sehr treffend darüber:

„Ich weiß nicht, ob irgend ein Bild im Leben aufgefunden werden kann, in welchem sich das Grausige mit der Anmut so tiefsinniger Poesie verbindet, als in solcher Scene, da ein Mädchen über dem gemordeten Bruder, der in seinen Waffen auf der Tola liegt, als Erynnie aufsteigt, in Versen Rache fordernd, deren blutige, wilde Sprache selbst Mannesmund nicht grausiger sagen könnte, und wo das sonst niedrig dienende Weib Gericht hält und vor das Tribunal seiner Anklage den Schuldigen fordert.“

Mir wurde versichert, daß es schon häufig vorgekommen sei, daß Mörder durch die Totenklage an der Bahre des Erschlagenen von solchem Grausen ergriffen wurden, daß sie sich selbst als Schuldige angaben und nachdem, was ich gesehen, zweifle ich daran nicht.



XX.

Der Rotondo und die Restonicaschlucht.

Seine Majestät König Rotondo, hatte eine Wolkenkapuze über sein weißes Haupt gezogen und schaute recht mißmutig herunter, als wolle er mir zurufen: „Wage Dich nicht zu mir herauf!“

Das war aber auch garnicht meine Absicht, denn erstens wußte ich, daß seine Majestät nur in den heißen Sommermonaten zu sprechen ist, und zweitens bleibe ich schon seit Jahren so hohen Herren, wie der Rotondo einer ist, überhaupt in respektvoller Entfernung und begnüge mich mit der Brusthöhe.

Bis dahin wollte ich aber versuchen, trotz seiner Wetterkappe auch in die Felsenmassen dieses Steinmonarchen vorzudringen.

Im Vertrauen auf meinen erprobten Regenmantel und auf Anastasio, meinen Führer, den mir der Patrone des Hotels als durchaus zuverlässig empfohlen hatte, schwang ich mich daher getrost aufs Maultier und ritt gen Westen, dem Thale der Restonica zu.

Wild brausend, in tollem Sprunge kam sie uns gleich entgegen, den schmalen Saumpfad, der in ihr Reich führt, oft mit der Zunge beleckend, die so scharf sein soll, wie die Korsen behaupten, daß man damit

einen rostigen Flintenlauf in wenig Minuten blank putzen kann.

Noch grünte zu Anfang Kastanie und Wallnuß an ihren Ufern, bald aber erstarb alles Leben an den starrenden Felsen.

Immer enger wurde die Schlucht und die Uferwände türmten sich auf zu dunklen, gigantischen Massen, von denen aus schwindelnder Höhe uralte Pinien und Lärchen herabnickten.

Mühsam, aber mit sicherem Tritt kletterten unsere Tiere voran, trotzdem das Licht des Tages immer mehr schwand. Nur noch ein schmaler Streifen Himmel sah zu uns herein und warf einen dämmernden Schein auf das in der Tiefe weißschäumende und über Kaskaden donnernde Wildwasser.

Ich sah nach der Uhr. Wir waren schon über zwei Stunden geritten und immer noch hielt uns die furchterweckende Schlucht gefangen, den Ausblick verwehrend. Nur der finstere Rotondo, an dem der Gießbach sich säugt, war im Hintergrunde sichtbar.

Schreckliche Felsgestalten rückten uns näher, und es wurde ganz Nacht.

Da plötzlich, ein furchtbarer Krach, und gegenüber am Felsen schoß eine feurige Schlange herab, blendende Lichter ausstreuend, welche die Schlucht für eine Sekunde grausig erhellten, und dann unter hallendem Donner verlöschten.

Anastasio schlug ein Kreuz.

„Dank der Madonna, daß der Blitz an jener Seite niederging, sonst wär's um uns geschehen gewesen. — Heute ist St. Josephustag, an dem ist's nicht geheuer —" sprach er und ritt weiter.

Diese wenig tröstlichen Worte bildeten die erste ängere Rede, die ich von meinem schweigsamen Führer vernommen hatte, und sie blieb auch lange seine letztc, denn ein Gekrach und Donnern fing jetzt an, als wolle die Erde bersten.

Beängstigt und mich ganz der Führung meines Maultieres überlassend, folgte ich ihm nach.

Bald jedoch bemerkte ich, daß der Regen dichter niederfiel. Die Schlucht erweiterte, der Himmel öffnete sich wieder, und ein grandioser Lärchenwald mit niegesehenen Baumriesen, die ihre wasserschweren Dächer über uns entleerten, nahm uns auf.



XXI.

In einer Hirtenkabane.
Zusammentreffen mit einem Banditen.

„Was nun?“ fragte ich den Führer und betrachtete bedenklich die dräuenden Wolken über uns, die mich nunmehr bereuen ließen, daß ich die Warnung des Rotondo unbeachtet gelassen.

Der Alte hatte seinen Wolkenmantel jetzt bis zur Tiefe aufgerollt, wonach zu schließen war, daß das Vergnügen für den Tag zu Ende sei.

Als Antwort auf meine Frage legte Anastasio zwei Finger an den Mund und ließ einen schrillen Pfiff ertönen, der auch alsbald erwidert wurde, worauf er, ohne eine Erklärung abzugeben, seitwärts bog und mir bedeutete, zu folgen.

Die Wegspur führte an einen mächtigen Felsen, unter dessen Vorsprung eine Cabane stand, aus der bei unserer Ankunft zwei wilde Hunde stürzten, die jedoch ein junges Mädchen, das in dem höhlenartigen Eingange erschien, alsbald zur Ruhe brachte, worauf die Dirne wieder in das Innere der Hütte verschwand.

Wir stiegen ab.

Anastasio band den Pferden Futtersäcke vor, und auch ich dachte daran, das Frühstück einzunehmen, als der Cabanenbesitzer, ein wettergebräunter Hirte, mit dem

Ziegenfell um die Schultern herauskam, und uns mit „Evviva“ begrüßte.

„Tempo cativo,“ wandte er sich dann an den Führer und erzählte ihm, daß es in die Drachenhöhle eingeschlagen habe, was bedeute, daß das Wetter lange schlecht bleiben werde.

„Aber komme doch herein mit dem Signore und erwärmt Euch am Feuer,“ setzte er dann hinzu, als er bemerkte, wie wir froren.

„Bist Du allein?“ fragte Anastasio.

„Beppo ist da,“ — antwortete der Hirte.

„Beppo!“ — Der Name machte mich aufmerksam, denn so hieß ja der Bandit, der am Rotondo hausen sollte und von dem am letzten Abende im Hotel so viel die Rede gewesen. Besorgt fragte ich daher den Führer, wer denn dieser Signore Beppo sei.

„Ein armer Teufel aus den Bergen!“ erwiderte er kurz.

Aber die Antwort war für mich genügend, um überzeugt zu werden, daß dieser arme Teufel aus den Bergen kein anderer sei, als der Bandit.

„Alle Wetter, das ist ja ein gemütliches Zusammentreffen!“ — dachte ich bei mir. „Da heißt es aufpassen!“

Denn obgleich ich wußte, daß der Fremde von den Banditen nichts zu fürchten hat, so war mir die Begegnung doch etwas bedenklich, umsomehr, als ich die unbedingte Zuverlässigkeit meines verschlossenen Führers stark anzweifelte.

Trotz der Sehnsucht nach einem erwärmenden Feuer erklärte ich daher, daß ich so lange draußen warten wolle, als Signore Beppo in der Cabane bleibe.

„O, Herr, vor dem braucht Ihr nicht bang zu sein, der Beppo ist ein guter Bursche," — erklärte darauf Anastasio gegen seine sonstige Gewohnheit sehr eifrig.

„Ein solch' guter Bursche ist er also?" bemerkte ich ihm zweifelnd. „Warum mußte er denn in die Berge fliehen?"

„Weil er als Soldat seinen Sergeanten niederstieß, der verrückt war und ihn mißhandelte."

Diese Erklärung ließ mir allerdings den Mann in etwas milderem Licht erscheinen. Er war demnach kein vorsätzlicher Mörder, sondern ein Militärflüchtling, den sein heißes Korsenblut zu einer schlimmen Handlung hingerissen hatte.

Nach einigem Besinnen ließ ich mich daher von meinen frierenden Gliedern umstimmen, nahm mein Fouragekörbchen in die Hand und folgte den beiden Männern in das Felsennest.

Es war ein ziemlich großer Raum, in den wir traten, umfaßt von rohen, mit Moos und Erde ausgestopften Wänden. Nach hinten zu lief eine Höhle aus, in der ich Ziegen meckern hörte, und vor den Fensterlöchern standen rohgefügte Rahmen, die mit geschabter Haut bezogen waren, welche das Licht nur dämmernd einließen.

In der Mitte des Raumes loderte ein Feuer, über dem an dickverrußten Hölzern ein schwarzer Kessel hing, und auf einem Steine vor dem Feuer saß ein breitschultriger Mann und starrte in die Flammen.

Die Doppelflinte hatte er zwischen die Knie gestellt, um sie für jeden Fall bereit zu haben.

Bei unserem Näherkommen stand er auf und grüßte militärisch, wobei er mir scharf in die Augen sah, so daß ich sein Gesicht genau studieren konnte.

Es überraschte mich. Da war von wildem Korsentrotz nichts zu bemerken, sondern im Gegenteil ein weicher, melancholischer Zug war darin ausgeprägt, der mir sogleich die Furcht vor ihm benahm, und meine Sympathie für ihn erweckte.

Von diesem Manne hatte ich nichts zu fürchten, das las ich aus seinen Zügen. Das war kein Räuber, sondern ein armes, gehetztes Wild, ein Unglücklicher, den ein grausames Schicksal aus der menschlichen Gesellschaft zu den Tieren der Wildnis getrieben, der aber, trotzdem Blut an seinen Händen klebte, menschlich vielleicht viel höher stand, als mancher Schurke, der anderen die Ehre stiehlt und unangefochten einhergeht.

Offen bot ich ihm die Hand und lud ihn ein, das Frühstück mit mir zu theilen, was er mit warmem Danke annahm, worauf ich auf dem Schemel, den der Hirte diensteifrig herbeigezogen hatte, meine Schätze vor ihm auslegte.

Anastasio hatte unterdessen auch den Wein hereingeholt, mit dem ich meinen Taschenbecher bis zum Rande füllte und dem Banditen reichte.

„Evviva Signore!“ nahm er ihn dankend an, trank aber so bescheiden, daß ich ihn nötigte, doch kräftiger zu schlucken, wobei ich auf die dickbauchigen Kürbisflaschen wies, welche genügend Stoff für alle bargen.

Ebenso bescheiden wie im Trinken, war er im Essen, und auch die anderen langten nur sehr mäßig zu, so daß, trotzdem ich gegen den Einspruch des Hirten, der da

meinte, man dürfe die Weiber nicht verwöhnen, auch noch die Alte und ihre beiden Mädchen mit bewirtete, mein Körbchen sich nicht leeren wollte, was doch meine feste Absicht war, denn bei der Aussichtslosigkeit, den Aufstieg fortzusetzen, brauchte ich nichts aufzuheben.

Ein rührend schöner Zug von einem der Mädchen zeigte sich bei der Gelegenheit. Als ich ihr nämlich ein Stück Braten mit Weißbrot gab, aß sie es nicht, sondern rief voll Freude: „Das giebt einen Leckerbissen für den Bruder, wenn er heimkommt!“

Wie viel Herz und Selbstlosigkeit findet man doch oft gerade bei Menschen, die in so erbärmlichen Verhältnissen leben, wie diese Hirten am Rotondo.

„Anastasio hat mir vertraut, daß Ihr durch einen Vorgesetzten, der verrückt war, in die Misère kamt,“ knüpfte ich, als wir etwas vertrauter mit einander waren, mit dem Banditen das Gespräch aufs neue an.

„Wie kam denn das? War denn der Mann schon lange unzurechnungsfähig?“

„Nein, das nicht“ — gab er zur Antwort und fuhr alsdann nach einigem Besinnen fort:

„Er wurde erst verrückt und mein Tyrann, als unser Bataillon im Golofeld kampierte, wo die Luft vergiftet ist, und die Vampyre hausen, welche die Menschen verwirren, um sie in ihre Gewalt zu bekommen. —

Wen sie anblasen, der sieht Dinge, die gar nicht sind, und wenn er toll gemacht ist und er schläft ein, dann saugen sie ihm das Herzblut aus, so daß er bald darauf stirbt. Wenn er aber wach bleibt, wird er zum Teufel, der den zu Tode quält, auf den er's packt, — so war's mit meinem Sergeanten!“

Mit Spannung hatte ich zugehört. Durch Zufall war ich da auf einen Volksaberglauben gestoßen, der mich in hohem Grade interessierte, und ich versuchte, demselben weiter nachzuforschen.

„Giebt es denn wirklich Vampyre?“ — fragte ich.

Alle sahen mich auf diese Frage verwundert an und schienen gar nicht zu begreifen, wie man an diesen Wesen zweifeln könne.

„Daß es Vampyre giebt, weiß ich leider nur zu genau“, — versetzte Beppo. „Ich habe sie kennen gelernt. — Zwei Kameraden neben mir wurden in einer Nacht von ihnen ausgefressen, so daß sie am anderen Morgen aussahen, wie ein Totenhemd und beide starben auch ganz bald darauf.“

„War denn das auch in jener Goloebene?“

„Eben dort“, — antwortete er.

„Könnte es denn nicht vielleicht Malaria gewesen sein, an der sie starben?“

„Der Doktor freilich sagte so und meinte, sie seien am korsischen Fieber draufgegangen, wer aber so wie ich dabei war, der weiß es besser!“

„Napoleon ist doch auch, wie jeder weiß, einmal von den Vampyren angegriffen worden“, bekräftigte Anastasio die Rede des Banditen.

„So? Und was weiß man denn davon?“ fragte ich dringend.

„Vieles“, erwiderte er. „Aber es ist eine lange Geschichte, die ich nicht nacherzählen kann. Ich habe nur von meinem Großvater gehört, der damals in Bastia stand, daß Napoleon, als er noch jung war, einmal das Schlachtfeld am Golo besucht hat, und bei der

Gelegenheit von den Vampyren angefallen wurde, sich aber noch zu retten wußte und glücklich nach Bastia zurückkam, wo er seine Tollheit heilen konnte. Aber die Strega (Hexe) ließ auch dort nicht von ihm ab und gab ihm lange fürchterliche Träume, — und von der Zeit an hat er auch immer Blut vor den Augen gesehen."

„Und wie war es mit dem Sergeanten?" wandte ich mich wieder an Beppo.

„Dem merkte man anfänglich ganz wenig an, nur gegen mich war er ein Teufel und als er mir dann eines Tages mit den Krallen in das Gesicht fuhr, da war's um ihn geschehen, — und auch um mich!"

Die letzten Worte sprach er mit einem Seufzer, dann stand er auf und ging zur Thüre, um nach dem Wetter auszuschauen.

„Der Regen hat nachgelassen," bemerkte er, warf die Flinte über den Rücken und rief seinem Hunde.

„Seid bedankt, Herr, für die Bewirtung. Wenn Ihr längere Zeit in Corte bleibt und einmal einen Mufflonbraten haben wollt, dann laßt es mir durch Anastasio sagen und schickt mir dann durch ihn etwas zum Lesen, — sonst Gott befohlen, und die Madonna beschütze Euch alle!" — Damit ging er fort.

Voll Mitleid sah ich ihm nach. Ich fühlte, was ihn bewegte und ihn so rasch zum Aufbruche getrieben. — — Anastasio hatte recht, er war wirklich ein armer Teufel.

Auch wir rüsteten jetzt zur Heimkehr und nahmen Abschied von den Hirten. Aber auf dem ganzen Wege blieben meine Gedanken bei dem Banditen.

Die Begegnung mit ihm hatte mich ungemein aufgeregt, und die Erzählung von den Vampyren kam mir

nicht mehr aus dem Kopfe, selbst noch im Schlafe beschäftigten sich meine Gedanken damit, und ein unheimlicher Traum war die Folge.

Mir träumte, ich stände mit Morten bei den Grabkapellen am Ufer von Ajaccio und aus den Grüften stiegen bleiche Dämpfe auf, die uns betäubend überwältigten, so daß wir beide kraftlos niedersanken.

Als wir nun hilflos so am Boden lagen, nahte sich uns ein Weib mit aufgelösten Haaren, das sich blutgierig über Morten warf, und die Zähne in sein Fleisch einschlug.

Ich erkannte sie, — es war das Weib aus jener Schreckensnacht! —

Ich wollte ihm zuhilfe kommen, aber ich war unfähig, mich zu bewegen und nur ein Schrei entrang sich meiner Brust. —

Da lachte sie mich höhnisch an und sprach:

„Warte nur, bald kommt die Reihe auch an Dich!“

Schon streckte sie die Hände nach mir aus, — da nahm ich nochmals alle Kraft zusammen und mit dem Ausrufe: „Ungeheuer, weiche!“ erwachte ich, in Schweiß gebadet.



XXII.

Von Corte nach Ajaccio.

Drei Tage noch blieb ich in Corte und ließ mir, während der Himmel seine Schleusen ausleerte, von Pasquale Paoli und Cortes übrigen Helden erzählen. Dann, als die Sonne wieder aufging, avisierte ich Pfuller meine Ankunft in Ajaccio, wo, nach meiner Berechnung, die Freunde bereits eingetroffen sein mußten.

Früh morgens ging es nun wieder zum Thore hinaus.

Die Route von Corte nach Ajaccio ist der Glanzpunkt der ganzen Insel; sie bietet an erhabenen Naturscenerien, wie an überraschenden Gebirgsübergängen das Großartigste.

Aus dem grünen, felsenumstandenen Thalkessel Cortes klettert die kühn angelegte Poststraße den südlichen Gebirgswall hinauf, und steigt dann durch prächtige Kastanienwälder in das Flußthal des Vecchio hinab, der mit rasendem Schwalle aus einer Bergschlucht hervorbricht, um sich nach kurzem Lauf durch saftige Wiesen mit dem Tavignano zu vereinen.

Überall prangendes Land und malerische Dörfer.

Dann klimmt die Straße wieder die Thalwand hinauf, immer neue Bilder von überraschender Schönheit aufrollend, bis sie bei dem romantisch gelegenen Paese Vivvario, das Reich der Bergriesen, Monte Renosso und

d'Oro erreicht, die mit ihren weißblinkenden Häuptern nun alles beherrschen.

Dort ist das Hauptquartier der korsischen Gemse, des Mufflone. Ein schönes Wild, mit lang gewundenen Hörnern und starkem Gliederbau.

Der Mufflone lebt in großen Herden auf dem ewigen Schnee und kommt nur in der strengsten Winterszeit, wenn droben nirgends mehr ein Halm zu finden ist, auf die Alm herunter, wo er dann mit den Ziegen der Hirten weidet.

Hat man das trennende Gebiet zwischen den beiden Titanen durchfahren, dann erscheint der Wunderwald von Vizzavona, der in der Welt nicht seinesgleichen hat.

Bis zur Höhe von 130 Fuß entwickelt sich hier die Lärche und bildet einen Stammdurchmesser von mehr als 7 Metern.

Auch von einzelnen Rotbuchen, Eichen und Tannen ähnlichen Umfanges ist dieser Riesenwald untermischt, dessen erhabene Majestät wahrhaft ergreifend wirkt. Auch dieser Forst ist von jagbarem Wilde reich bevölkert, besonders von niederen Hirschen, von denen mehrere Rudel während der Fahrt heraustraten.

Aber auch die giftige Ameise Inafuntato, deren Bisse sehr gefährlich sind, lebt dort.

Der Wald erhebt sich bis zum Bergjoche von Vizzavona, dem Hauptpaß der Centralkette. — Dort war alles noch verschneit, — eine Winterlandschaft von entzückender Schönheit, in der die beiden Riesen Monte Renosso und d'Oro als Könige thronen.

Nun fällt der Weg in das Gravonethal hinunter, wo sich ein ernstes Land von grandiosem Charakter erschließt.

Ringsum dunkler Wald und schneeige Berghäupter und an den Rändern des Waldes dunkle Dörfer, die von streitbaren Männern bewohnt sind.

Da plötzlich lacht der herrliche Golf von Ajaccio und der Atem des Südens umfängt uns.

Die Dörfer werden zahlreicher und schöner, Feigen, Oliven, Citronen und Orangen grünen wieder, zwischen denen freundliche Landhäuser wie Perlen ausgestreut liegen, die weinbekränzten Hügel begrüßen uns, und durch die goldene Au erreichen wir wieder Ajaccio.



XXIII.

Die letzten Tage auf Korsika.

Da ich Pfuller die Stunde meines Eintreffens in Ajaccio telegraphisch angezeigt hatte, so war ich überrascht, bei meiner Ankunft im Posthofe niemand zu meinem Empfange zu finden, und die Befürchtung stieg in mir auf, die Freunde könnten ausgeblieben sein. Doch war dies nach Pfullers Brief, und so wie ich ihn kannte, sehr unwahrscheinlich.

So fuhr ich denn allein nach dem Hotel, jedoch auch hier kam mir niemand entgegen.

Im Hause war es still, als ob es ausgestorben wäre, so daß ich mich verwundert fragte, was das wohl zu bedeuten habe?

Endlich sah ich den Oberkellner die Treppe herunterkommen, und als er mich erkannte, eilte er auf mich zu und sagte mit verstörtem Gesicht:

„Leider kommen Sie zu spät, — Mister Morten ist tot!“

„Morten tot? Wie ist das möglich!“ rief ich bestürzt. „Wie konnte denn das so plötzlich kommen?“

„Ja, das bleibt uns allen rätselhaft,“ — erwiderte er mir. „Vor zwei Tagen kehrten die Herren wohlbehalten zurück, und Mister Morten speiste noch mit an der Tafel. Da bekam er plötzlich in der Nacht so starkes

Fieber, daß er sich aus dem Fenster stürzen wollte, um das Gespenst zu verfolgen, das ihn gequält. Wir hielten ihn mit Gewalt zurück und holten sogleich den Arzt, aber der konnte nicht helfen."

Ich hörte nichts mehr.

„Wo finde ich Mister Pfuller?" fragte ich in höchster Aufregung.

Die beiden Herren sind oben auf Nr. 16," antwortete er, und getrieben von dem Verlangen, die Freunde zu sehen, und aus ihrem Munde die Bestätigung des Vorgefallenen zu hören, stürmte ich die Treppe hinauf zu dem mir wohlbekannten Zimmer.

Zwei alte, hexenhaft aussehende Frauen warteten dort bereits vor der Thür mit dem Totenhemde — und schaudernd öffnete ich.

Traurig kamen mir die Freunde entgegen und bewegt drückten wir uns die Hände.

„Wer hätte das gedacht, daß wir uns so wiedersehen würden?"

„Ja, wer hätte das gedacht," wiederholte Pfuller. „Aber mir ahnte schon, als ich den Fuß an dieses Land setzte, daß mir darin ein Unglück zustoßen würde."

Wir traten an das Totenbett.

Mit einem freundlichen Ausdruck in den bleichen Zügen lag der arme Morten da, gerade so, wie ich ihn in jener Nacht gefunden, in der er mir sein Geheimnis anvertraute. Nur seine Brust stürmte jetzt nicht mehr wie damals — auch sie war stille geworden — der Himmel hatte ihm Frieden gegeben!

Die Frauen kamen herein, um den Arzt anzusagen und den Toten mit Myrtenöl zu salben.

Wir traten daher zurück, und ich wollte mich entfernen, als die Weiber laut aufschrieen und sich bekreuzigend zu Boden warfen.

„Was ist denn geschehen?“ fragte ich erschrocken.

Da deutete eine von ihnen auf eine kleine, rot unterlaufene Stelle, welche am Halse des Verstorbenen sichtbar war, und bebend stieß sie hervor:

„Dio mio, il Vampyre! Sacre Madonna, schütze uns!“ — —

Entsetzt sahen wir uns gegenseitig an, und keiner von uns wußte, was er dazu sagen sollte.

Dunkle Zweifel stiegen wieder in mir auf, — aber mein fester Glaube an einen gütigen Gott unterdrückten sie sogleich.

Im selben Augenblicke kam auch der Arzt herein, der durch sein ruhig besonnenes Auftreten das Grausige sofort verscheuchte, und auch die abergläubischen Frauen wieder zur Besinnung brachte, so daß sie still ihre traurige Pflicht erfüllten.

Am Abend des folgenden Tages brachten wir die Leiche in einem dreifachen Sarge auf den Zug nach Bastia, von wo aus Pfuller sie per Schiff in seine Heimat weiterführen wollte, und mit schwerem Herzen nahmen Spencer wie ich am Bahnhofe Abschied von ihm und dem toten Freunde.

Zwei Stunden später trennten auch wir beide uns, Spencer, um am nächsten Morgen nach Elba zu steuern, und ich, um in der Nacht nach Nizza zurückzufahren, wofür ich bereits mein Passage-Billet gelöst hatte.

Als ich an Bord eintraf, wurden schon die Anker gelichtet, und das Schiff setzte sich sogleich in Bewegung.

Noch einmal schaute ich umher.

Ein sternbesäter italienischer Himmel über mir. — Die Lüfte durchsichtig, wie in jener ersten Nacht. — Lichtschimmer vom Kastell und aus der stillen Stadt. — Hirtenfeuer in den dunklen Bergen — ein paar träumende Schiffe im Hafen — der glitzernde Golf, von einem einsamen Kahne durchschnitten, dessen Ruder phosphoreszierende Funken ausstreuten. In der Ferne bei den Blutinseln ein leuchtendes Fanal, und am Ufer der Klang einer Mandoline, — das waren die letzten Eindrücke, die ich von Korsika mitnahm.



Druck von Denter & Nicolas, Berlin C.

